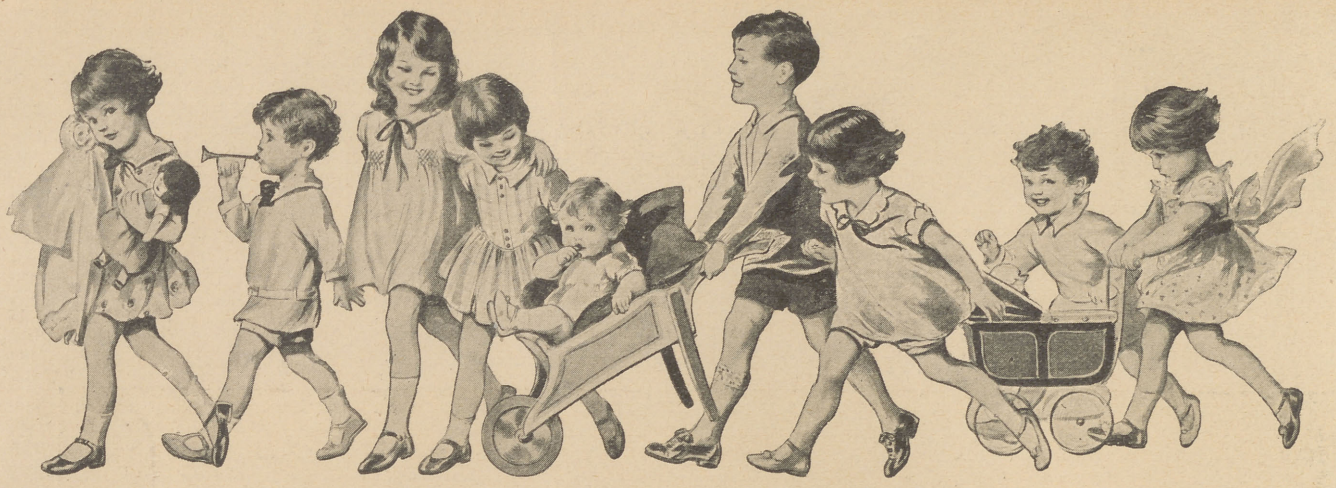
64. Jahrgang Nr. 37 Leipzig, 9. Juni 1928

Daheim

Sabina ❖ Gemälde von Ernst Heilemann

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ❖ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf., zuzügl. ortsüblicher Zustellungsgebühren

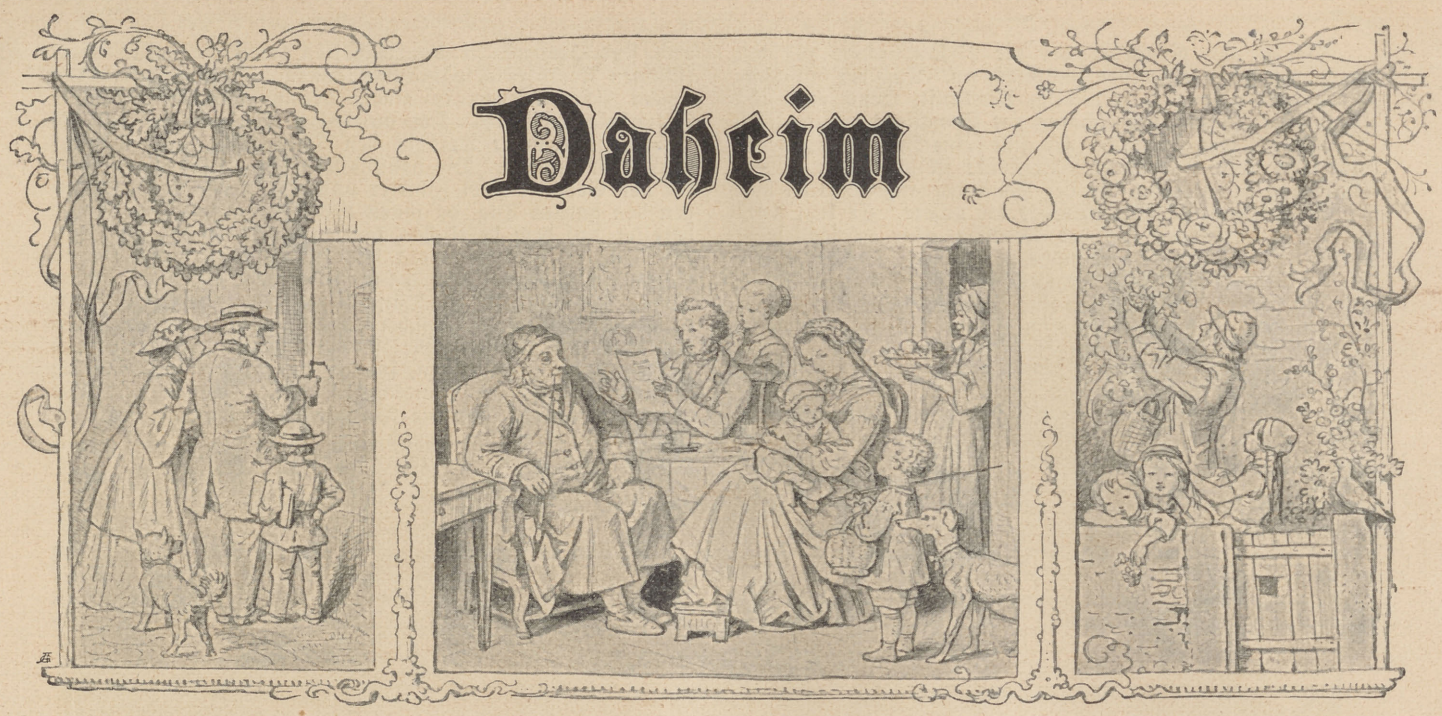


Das Paradies der Kindheit - -

Kinder haben ein Recht auf eine fröhliche, glückliche Jugend, aber vielen wird sie getrübt durch Leiden und Schmerzen aller Art, vor denen wir sie leicht bewahren könnten. Die Entwicklung der Zähne verlangt besonders sorgfältige Beobachtung und Pflege. Wer seine Kinder von klein auf an die Odol-Zahn- und Mundpflege gewöhnt, beugt der Entstehung der Zahnfäule und Zahnschmerzen vor und trägt viel dazu bei, daß die Verdauungsorgane des Kindes nicht überlastet werden, denn gut gekaut ist halb verdaut.

*

Odol schafft fröhliche, gesunde und lebenstüchtige Kinder.



64. Jahrgang. Nr. 37 9. Juni 1928

Vorspiel zur Olympiade in Amsterdam.

Pfingsten in Holland! . . . Es hat hier ebenso verschwenderisch geregnet wie in Berlin, den ganzen Mai hindurch. Die gemütlichen Gesichter der Amsterdamer sollen schon recht lang und bang geworden sein. Als ich zum erstenmal die neugewordene Olympia-Stadt im Süden von Amsterdam aufsuchte, versank der Fuß im aufgeweichten Boden, in der Riesenhalle des Stadions verloren sich die paar Hundert Zuschauer, die frierend die Paletotkragen aufgeschlagen hatten, und die kampfmutigen Hockeyspieler, bis auf die Haut durchnäßt, glitten und rannten durch weite Seen, die sich auf dem grünen Rasen ansammelten . . . Aber nun ist die Sonne da, und die ganze Welt hier zeigt ein fröhliches Antlitz. Der Holländer versteht es, Feste zu feiern. Man sieht das schon beim ersten Schlendergang durch das Reichsmuseum. Auf hundert altniederländischen Gemälden sind da Gastmähler, „Bohnenfeste" und andere Volksfesttage dargestellt. Dabei geht es immer hoch her; die festliche Stimmung erfaßt auch den Letzten und Ärmsten. Und so ist es nun auch bei den Olympischen Spielen. Sobald der schauderhafte Regen aufgehört hat, beginnt eine wahre Völkerwanderung nach dem Stadion. Die ersten zehn Tage des Spiels waren dem Hockey gewidmet. Hockey ist in Holland beliebt; aber man kann es hier nicht wie Fußball oder Eisschnellauf als eigentlichen Volkssport ansprechen. Doch im Nu sind jetzt für den Schlußtag der Hockey-Vorrunden alle 40 000 Plätze im großen Stadion vergeben. Es ist ein überwältigendes Bild. Ein Drittel des Zuschauerraums ist überdeckt; zwei Drittel des 260 Meter langen und 170 Meter breiten Gebäudes bieten gegen Wetterunbilden keinen Schutz, sind also bedeutend billiger. In diesen Reihen geht es aber am allerlebhaftesten her. Jeder Zuschauer hat hier seine Lieblinge und nimmt persönlichsten Anteil an allen Wechselfällen des Spiels. Die zum Kampf einziehenden Mannschaften werden oft minutenlang begrüßt.

Die elf Deutschen, die zum Hockeyspiel antraten, haben die Erwartungen, die man in der Heimat auf sie gebaut hatte, nicht erfüllt. Im ersten Entscheidungskampf sind sie gegen die Holländer unterlegen. Ich habe sie nun aber in den Runden über die Franzosen und die Belgier siegen sehen und freute mich doch herzlich über den Empfang, der unsern Landsleuten bei der ersten Preisverteilung von der unübersehbaren Menschenmenge bereitet wurde, als der an dritter Stelle — hinter den Indern und den Holländern — siegreichen Mannschaft. In der Nordkurve des Stadions stehen die Siegesmasten. Die Inder marschieren ein und genießen ihren Triumph. Es sind schlanke Gestalten mit braunen Gesichtern, in denen kluge Augen stehen. Zu einem wahren Sturm steigert sich natürlich der Jubel der Holländer, als ihre eigenen Söhne sich zeigen. Die indische Nationalflagge ist zwischen der von Holland und Deutschland emporgestiegen. Die Musik intoniert die Hymnen. Den siegreichen Mannschaften wird in der Ehrenloge die Plakette überreicht. Damit ist das zehntägige Hockeyturnier der 9. Olympiade beendigt, und es beginnt der zweite Abschnitt, der dem in aller Welt volkstümlichsten Sport gewidmet ist, dem Fußballspiel. Am Pfingstmontag kämpfte die deutsche Mannschaft!

*

Nachdruck verboten.

Amsterdam ist teuer. Viele Deutsche, die ihre aus Hunderttausenden von Bewerbern auserwählten Angehörigen oder Sportkameraden an die Stätte der Entscheidungskämpfe begleiten möchten, müssen ihr Vorhaben aufgeben. Der holländische Gulden, für den wir auf der Bank fast zwei Mark bezahlen müssen, hat hier kaum mehr Wert als unsere Einheitsmünze, die Reichsmark. Die kleinste Münze im Reiseverkehr ist das Zehncentstückchen. Deutsche Urlauber müssen für Unterkunft und Mahlzeiten das Doppelte von dem rechnen, was sie in der Heimat auszugeben hätten. Nur die ganz vorzüglich geregelte Straßenbahn ist nicht teurer als bei uns: der Einheitspreis beträgt zehn Cents; auch für die Fahrt zum Stadion, das weit draußen im Süden von Amsterdam liegt, aber auf den reichbelegten Linien in zwanzig Minuten zu erreichen ist. Jeder Wagen, der zu den Olympischen Spielen fährt, trägt Fahnenschmuck, ein Irrefahren ist auch für den, der der Landessprache nicht kundig ist, ausgeschlossen.

Überhaupt hält es nicht schwer, sich in Amsterdam zurechtzufinden. Man muß sich nur klarmachen, daß der Kern der Stadt ursprünglich eine Festung war. Um diesen Kern herum laufen in weitgedehnten Halbkreisen die Grachten, die von Alleebäumen bestandenen schmalen Kanäle. Strahlenförmig durchziehen Hauptstraßen, alle vom Nordzentrum der Stadt, dem Bahnhof und dem Hafen, auslaufend, das großartige „nordische Venedig", wie es oft genannt wird. Jeder Fußbreit Erde hier ist dem Meer abgetrotzt. Die Gassen in der Altstadt sind daher sehr eng gehalten. Wenn man das Rembrandthaus aufsucht, erschrickt man über das Mittelalter, das einen im Judenviertel noch heute anstarrt. Aber im Westen hat nach dem Krieg eine großzügige Bautätigkeit begonnen. Amsterdam ist heute fast die einzige europäische Stadt, die keine Wohnungsnot kennt. In mühseliger Arbeit ist auch das Gelände der Olympia-Stadt dem Moorboden abgewonnen. Man hat 4500 Pfähle von 13 bis 17 Meter Länge eingerammt, um einen festen Grund für Spielplätze und Bauten zu schaffen. Das große Sportgelände weist außer der Riesenhalle des Stadions noch zahlreiche andere Baulichkeiten auf: das Schwimmbad, die Festhalle, die Box- und Ringhalle, den Cricketplatz, dazu noch den Autopark, der viertausend Privatwagen faßt. Die Gebäude sind in Eisenbeton ausgeführt, aber um das ganze Stadion herum ist eine Mauer aus rotem Backstein errichtet. Die Kosten hat man mir genannt. Wäre ich ein Amerikaner, so würde mir die Summe alles gesagt haben, denn jedenfalls stellt sie für Aufwendungen zu den Olympiaden einen Rekord dar. Als Berliner kann ich nur, bei aller Begeisterung für Sportkämpfe, eine gewisse Bangigkeit nicht loswerden bei dem Gedanken: die 10. Olympiade sollte im Grunewald ausgefochten werden. Deutschland und Berlin sind dazu nicht reich genug. Es würde an Wichtigem und Wichtigstem gespart werden müssen. Im Vergleich zu anderen Ländern würden wir wieder einmal als die armen Vettern erscheinen, die ihre reichen Verwandten einladen, ihnen aber gleich beim ersten Empfang gestehen: daß die Mittel leider nicht ausreichen, um ihnen den Glanz zu bieten, den sie gewohnt sind. Und auch innere Kämpfe müssen sich bei uns erst ausgetobt und verblutet haben.

Die Freude, Gastgeber bei der 9. Olympiade zu sein, merkt man jedem einzelnen Holländer an. Auch der einfachste Mann gibt gern und freundlich Auskunft, wenn man ihn fragt. Der Zugang der Scharen zur Sportstadt vollzieht sich in mustergültiger Ordnung. Es gibt keine Hast, es gibt keine Drängelei, kein Geschimpfe. Vielleicht ist die ganze äußere Einteilung des Lebens, die der Holländer angenommen hat, der Behaglichkeit zugänglicher als die unsere. Er lebt wohl besser und reichlicher als der Deutsche, aber er legt seine Mahlzeiten so, daß sie ihm nicht den ganzen Tag zerreißen. In der Tagesmitte kennt der Holländer keine warme Mahlzeit, die ihn viel Zeit kostet, eine Unterbrechung der Arbeit in allen Geschäften und Kontoren bedingt und ihn hinterher, während der Verdauung, bequem und arbeitsunlustig macht. Es gibt in Amsterdam zahlreiche Milchsalons, in denen man rasch und bequem ein gutes zweites Frühstück bekommt: Jogurt mit Erdbeeren, oder Käsebrot und Milch, allerlei Gebäck, Eier und Früchte. Und ich sah da nicht nur Geschäftsfräuleins an den sauberen Tischen, sondern auch ausgewachsene Männer. Die Hauptmahlzeit legt der Holländer an den Schluß seiner Arbeitszeit, zwischen sechs und sieben Uhr. Geht er zu Bett, so ist sein Magen also nicht mehr beschwert. Und besucht er noch ein Theater, so ist er niemals ein so ungemütlicher Gast wie etwa der Berliner, der während des Schlußaktes wegen seines knurrenden Magens recht ungeduldig und boshaft werden kann und nach dem letzten Fallen des Vorhangs sich an der Garderobe in Ellbogenkämpfe einläßt, um nur ja schleunigst zu seinem Abendessen zu kommen.

Da Amsterdam selbst nicht all die Zehntausende beherbergen kann, die als Zuschauer zur Olympiade erwartet werden — besonders während der Entscheidungskämpfe in der Zeit vom 28. Juli bis zum 12. August —, so haben sich auch die näheren und weiteren Vororte zum Empfang bereitgemacht. Unsere deutschen Abordnungen sind in Zandvort einquartiert. Zandvort ist das großartig angelegte Nordseebad, das mit Amsterdam — über Harlem — durch eine elektrische Kleinbahn verbunden ist. Alle Viertelstunden geht ein Zug. Die Fahrt führt von Harlem bis zu der Dünenwelt von Zandvort durch eine Reihe von reizenden Villenorten. Das ist nun zu Pfingsten wohl die Glanzzeit dieser ganzen Park- und Gartengegend. Goldregen, Flieder, Schneeball, Rotdorn in voller Blüte, gutgemischter Baumbestand erlesener Hölzer mit viel Einschlag aus den Kolonien, da und dort noch die Reste der weltberühmten Hyazinthen- und Tulpenfelder, und der Gartengrund, die Fenster und Balkons leuchtend in allen Farben üppigen Blumenschmucks. Blitzblank sind all diese Landhäuser, die meistens aus rotem Backstein bestehen. Man sieht keine Kellergeschosse, der Eintritt ist ebener Erde, und die versenkbaren Schiebefenster, weiß abgesetzt von rotem Holz, nehmen oft die ganze Hausfront ein. Es gibt keine Türmchen, keine Erkerchen, keine Aufsätze und Zierate wie in unseren deutschen Villenvororten, in denen man die Modelle für Ritterburgen oder Rokokoschlösser zu erkennen glaubt, die Landhäuser hier wollen nichts Fürstliches vortäuschen, sie dienen lediglich dem bürgerlichen Wohnzweck, sind hell und luftig und sauber, und sind bequem zu bewirtschaften, weil sie keine überflüssigen Repräsentationsräume kennen. In Zandvort haben unsere Abordnungen in einem der größten Strandhotels Aufnahme gefunden. Der ansehnliche Badeort erstreckt sich mehrere Kilometer weit in den Dünen hin, von Klinkerstraßen durchzogen. Die holländischen Familien mieten hier für den Sommer zwei Zimmer und eine Küche und verbringen den ganzen Tag, da ihnen das Mittagessen keine Sorge bereitet, auf dem herrlichen, breiten Sandstrand. Im Sommer mag es hier wimmeln wie in der Olympia-Stadt an einem der großen Tage, heute ist es fast menschenleer am Meere. Im Sand, an der Düne, liegen Tausende von Strandkörben aufgeschichtet. Fischer- und Schifferkinder in Holzpantinen, die kleinen „Meisjes" in ihren charakteristischen weißen Holländerhäubchen, spielen auf dem unabsehbar sich hinziehenden weißen Sandstreifen, sonst tiefe Stille. Nur das Meer rauscht, und die Flaggen an den Hotels flattern. Majestätisch ziehen draußen die Ozeanriesen ihre Bahn, lange Rauchfahnen hinter sich lassend.

*

Überall in Amsterdam sehen wir die fünf Ringe farbig sich abheben vom Pfingsthimmel, der golden leuchtet. Diese fünf Ringe, in- und miteinander verschlungen, sollen die Verschlungenheit der fünf Weltteile symbolisieren. Man verfalle nicht dem Irrtum, daß hier in der Olympiade nur ein Wettkampf der „großen Kanonen" ausgefochten werden soll, deren nationale Herkunft gleichgültig ist. Nein, der Sport, der hier zur Ausübung gelangt, ist durchaus national: indem die Vorbereitung für diese Kämpfe Millionen von Menschen in jedem einzelnen Land in Bewegung setzt. Aus den Millionen werden Zehntausende zur letzten Ausbildung auserwählt. Hunderte ringen dann in zahlreichen Vorkämpfen um die Ehre, den Auftrag zur Verteidigung der Nationalfarben zu erhalten. Freuen wir uns des Ehrgeizes, den unsere deutsche Jugend auf fast allen Gebieten ritterlicher Leibesübung entwickelt: die Zeit, die die deutschen Abordnungen und die Hunderttausende ihrer Sportkameraden daheim aufgebracht haben, ist nicht vertan, denn was sie an Kraft und Gewandtheit, an Erfahrung und Selbstbeherrschung gewonnen haben, das bedeutet viel für die Lebenstüchtigkeit unseres Volkes, auch wenn ein großer, leuchtender Sieg unseren Farben diesmal noch nicht beschieden sein sollte.

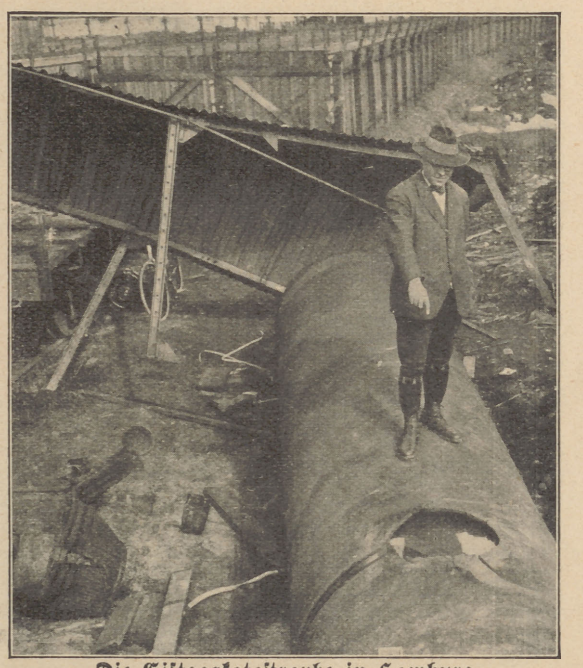
Den Sportfremden, namentlich denjenigen Deutschen, der nur am Schreibtisch, in der Forscherzelle, im Laboratorium und am Maschinenmodell den Fortschritt seines Volkes sucht, mag es ärgern, wenn vierzigtausend Menschen jubeln, lärmen, jauchzen oder entsetzt aufschreien, bloß weil ein Ball durchs Tor oder über eine Außengrenze saust, — aber hier in der Feststimmung der Amsterdamer Pfingsttage wird ein jeder, der Herz und Sinn für die Jugend hat, mit fortgerissen in die allgemeine Begeisterung. Gewiß, ein Zufallssieg besagt nichts. Doch in der leidenschaftlichen Teilnahme der Vierzigtausend spricht sich der Gedanke aus an all das, was überwunden werden mußte, um hier kämpfen zu dürfen!

Paul Oskar Höcker.

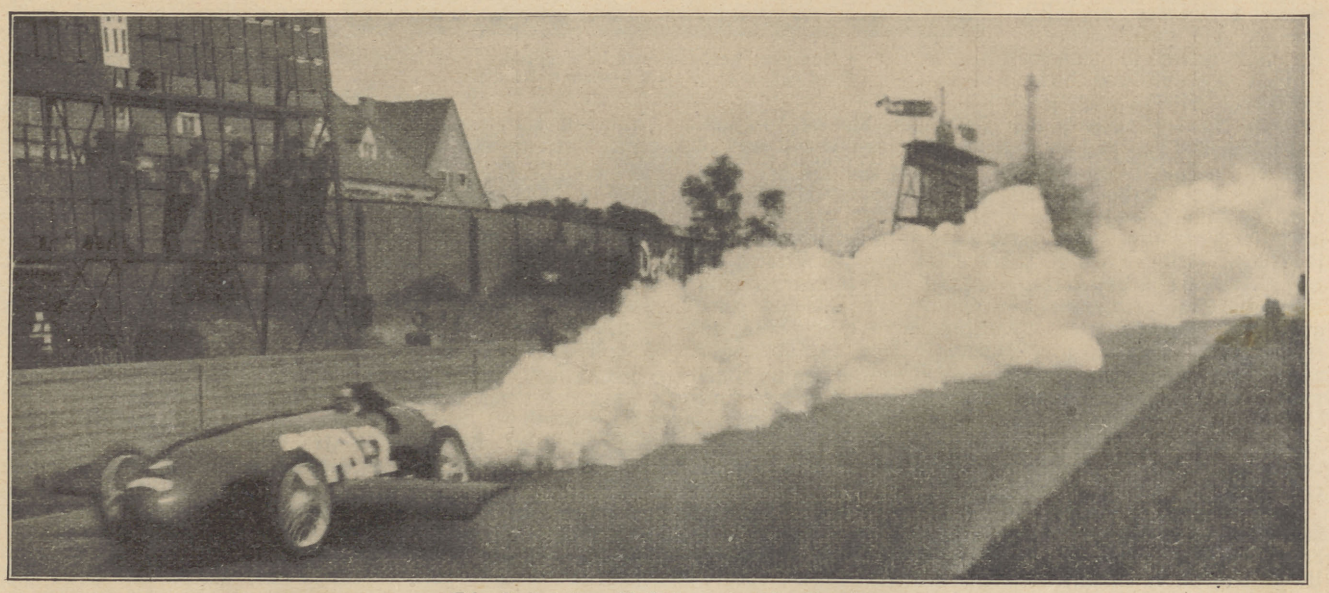
Die deutsche Fußball-Olympiamannschaft, die am 2. Pfingstfeiertag über die Schweizer siegte, auf der Terrasse des Grand Hotels Zandvort.

Der Stapellauf unseres neuen Kreuzers „Köln".
Das Schiff gleitet nach der Taufe ins Wasser. (Photo-Union.)

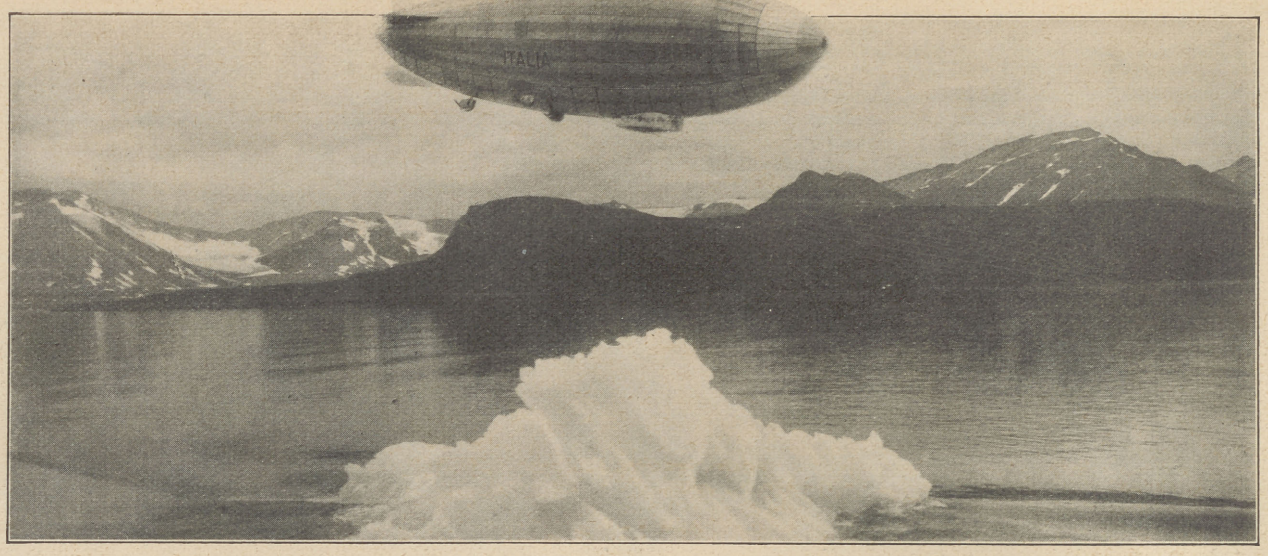
Der deutsche Kunstflieger Gerhard Fieseler,
der in letzter Zeit beachtenswerte Erfolge erzielte. (Photothek.)



Die Giftgaskatastrophe in Hamburg.
Der explodierte Tank; vorne das Loch, aus dem das tödliche Gas entwichen ist. (Photo-Union.)



Die Fahrt des Raketenautos in Berlin.
Fritz von Opel im Raketenwagen auf der Avus. (W. Ruge)



Nobiles Luftschiff „Italia" auf der Fahrt in die Eisregionen.
(A. Groß)

Aus einer kleinen Residenz. Von Dr. Paul Weiglin.

Die Stadt war reizend. Im Frühling blühten Flieder, Goldregen und Rotdorn auf dem Rundteil des Marktplatzes, blau, gelb, rot wie die mecklenburgischen Landesfarben. Am Sonntag zog schmetternd die Wachtparade auf. Das strelitzsche Bataillon des Grenadierregiments Nr. 89 trug gelbe Litzen und Knöpfe. So kam auch hier mit blauen Röcken und roten Aufschlägen die fröhliche Landesfarbe heraus, und jedes Landeskind freute sich dieser wie vieler anderer Sonderlichkeiten. An Sonn- und Feiertagen sah man gelegentlich einen leuchtenden roten Husaren durch die immer ein wenig verlassenen schnurgeraden Straßen schreiten. Das war einer der zwölf Landreiter, deren pomphafter Prunk an die durch Möckern berühmten Husaren des Herzogs Carl erinnern sollte. Auf dem Paradeplatz standen Beutekanonen aus dem siebziger Kriege. Die Söhne des kleinsten Großherzogtums hatten wie für die Befreiung so auch für die Einigung Deutschlands mit Auszeichnung gefochten. Im Schloß freilich herrschte über 40 Jahre lang ein Mann, dessen Gerechtigkeitsgefühl sich mit der Bismarckschen Politik von 1866 nie versöhnen konnte.

Das neue Landestheater in Neustrelitz.
Erbaut von Prof. Martin Littmann-München.

Man hat sich über die gute alte Zeit, die dieser Großherzog Friedrich Wilhelm von 1860 bis 1904 in seiner Gestalt verkörperte, oft lustig gemacht, oft auch beschwert. Es war gewiß in mancher Hinsicht schädlich, daß dieser Herrscher, blind wie sein Freund, der letzte König von Hannover, bis an das späte Ende seiner Tage nach vormärzlichen Grundsätzen regierte. Von einem ständischen Landtag, in dem die Bürger kaum, die Arbeiter überhaupt nicht vertreten waren, so gut wie nicht beschränkt, waltete er über sein Land als ein wohlgesinnter Patriarch. Seine Hauptstadt hatte seit ihrer landesfürstlichen Gründung im Jahre 1733 kein Stadtrecht. Es war eigentlich eine großherzogliche Domäne. Ihr Bürgermeister, dem keine Stadtverordnetenversammlung zur Seite stand, war großherzoglicher Beamter. Die Ansiedlung industrieller Betriebe wurde nicht gern gesehen. Als man Bahnen baute, wurde das benachbarte Neubrandenburg zum Hauptknotenpunkt des Landes. Die Königliche Hoheit wollte in ihrer Residenz keine Arbeiterbevölkerung haben. Das war nicht Hochmut und nicht bloß Sorge vor der Sozialdemokratie. Es war der Wunsch, den höfischen Grundcharakter der Stadt zu erhalten.

Dieser Wunsch erfüllte sich. Die Stadt gelangte aus sich heraus zu keiner wirtschaftlichen Blüte. Was sie war, verdankte sie ihren Fürsten. Sogar was sie in ihrer nächsten Umgebung an landschaftlichen Schönheiten besaß, war großherzogliches Eigentum. Man ließ die Bevölkerung gern daran teilnehmen, aber im Schloßgarten paßte der Pfänder im blauen Rock mit roten Aufschlägen auf, daß niemand rauchte; es war wie vor 48 Unter den Linden in Berlin verboten. Die Bürger lebten von dem niemals verschwenderisch auftretenden Hof, von den mäßig bezahlten Beamten, der verhältnismäßig starken Garnison, dem altberühmten Theater, den ausgezeichneten Schulen. Der Großherzog, dem der größte Teil des Landes als Grundherrn gehörte, war einer der reichsten Fürsten Deutschlands. Man rechnete ihm oft nach, daß er mehr für das Land, für seine Stadt tun könnte. Aber er war ein sparsamer Herr und lebte der heiligen Überzeugung, daß er von Gottes Gnaden berufen sei, für jedes einzelne seiner Landeskinder zu sorgen, d. h. auch der Üppigkeit zu wehren! Er war tagtäglich für jeden zu sprechen, und er hat niemand verlassen. In dieser Bevölkerung, die keine politischen Rechte in modernem Sinne genoß, ist niemand in Not verkommen. Der alte Herr in dem grauen Zylinder half. Er gab kein Recht seiner angestammten Würde auf. Aber er war ein gnädiger Herr, und wer sich daran gewöhnen konnte, noch im 20. Jahrhundert Untertan zu sein, der fühlte sich wohl unter seinem fürsorglichen Regiment. Trotzdem, als er starb, spürte man allgemein: es war Zeit zu reformieren. Doch in Mecklenburg geht so etwas langsam. Auch unter seinem Sohn, der kurz vor Beginn des Krieges starb, blieb im wesentlichen alles beim alten, und sein Enkel, auf den man mancherlei Hoffnungen setzte, fiel im Kriege einem tragischen Geschick zum Opfer. Die Stadt erhielt 1913 zwar Stadtrecht. Allein sie war eine Stadt ohne Vermögen, vor allem ohne Land- und Waldbesitz. Nach wie vor war sie auf die Gunst des Hofes angewiesen. Er blieb die Berechtigung ihres Daseins.

Der letzte Großherzog war unverheiratet geblieben. Wer sollte das Land erben? In Rußland saß ein strelitzscher Herzog. Er war russischer General und hatte gegen uns gefochten. Der Schweriner Nachbar meldete sich auf Grund uralter Verträge als nächstberechtigter Erbe. Das Land und vor allem die Hauptstadt wehrte sich mit niedersächsischem Trotz gegen das Aufgehen in einem größern Ganzen. Man wollte selbständig bleiben, und sei es selbst unter einem russischen Großfürsten. Dann kam die Revolution und machte diesem Rätselraten ein Ende. Staat und Residenz blieben als solche auch im neuen Deutschland erhalten.

Bald spürte die Stadt, wie arm sie war. In der Erschütterung über den Umsturz dachte man nicht daran, sich einen gerechten Anteil aus dem landesfürstlichen Erbe zu sichern. Man verlor den Hof und die Garnison. Man behielt

die guten Schulen und das schwer um seinen Bestand kämpfende Theater. Aber die Bürger befiel eine dumpfe Lähmung. Auf dem Markte blühte es noch immer blau-gelb-rot. Doch die Straßen schienen noch stiller geworden zu sein. Kein roter Landreiter schritt mehr durch die grünen Anlagen am zopfigen Regierungsgebäude. Die großherzoglichen Galawagen wurden ins Museum geschafft. Dort träumte fortan auch die ruhmvolle Fahne des Grenadierbataillons von alten Siegen. Geschäftshäuser von gutem Ruf gingen ein. Handel und Wandel schienen völlig zu stocken. Auch der Adel — denn nicht der reiche hatte Hofdienste getan — litt Not. Was sich anderswo ereignete, ist auch hier geschehen: einige, die es nicht über sich vermochten, öffentliche Hilfe anzurufen, sind buchstäblich verhungert. Es schien kein Wunder, wenn die Pessimisten recht behielten. Sie sahen Neustrelitz zu einer Ackerbürgerstadt ohne Acker hinabsinken.

Vielleicht war es auch unsinnig, in diesem dünnbevölkerten Zwergstaat eine Stadt zu erhalten, die politisch und kulturell und damit auch wirtschaftlich etwas Besonderes sein wollte! Die Zeit für Luxusartikel war vorbei. Man konnte sich so reizende Spezialitäten nicht mehr leisten. Es war schade darum. Doch die Walze der Gleichmacherei würde auch diese Stadt vernichten. Was würde bleiben? Ein paar hübsche Rokokohäuser, ein gespenstisches Schloß, verwildernde Gärten und eine Kleinstadtbevölkerung, die noch eine Weile der guten alten Zeit nachtrauern, über die böse neue Zeit schelten würde, bis ein neues Geschlecht erwuchs, für das der Großherzog Legende war wie für uns der Herzog von Pommern oder der Graf von Tirol. Und wenn die Bürger etwas vom Leben spüren wollten, dann gingen sie wie vor fünfzig Jahren auf den Bahnhof und sahen sehnsüchtig den Schnellzügen nach. In Rostock, in Stralsund, in Berlin, da war etwas los!

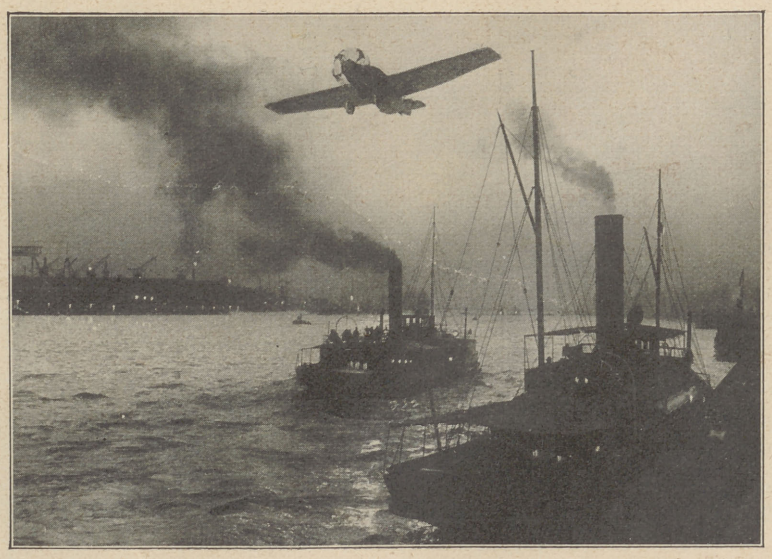
Ähnlich wird es auch in andern Residenzen Mutlose und Verzweifelte gegeben haben. Man hat sich allerorten zusammengerafft. Allein nirgend mit so geringen Mitteln, mit so wenig Aussicht auf Erfolg wie hier. Und dennoch ist es kraftvollen und tatkräftigen Männern gelungen, eine dem langsamen Absterben überantwortete Stadt zu neuem Leben zu erwecken, ja zu einem frischeren, selbstbewußteren, als sie jemals geführt hat. Man konnte ihr den Glanz und die Fürsorge des großherzoglichen Hauses nicht wiedergeben. Aber während man sich früher auf die Hilfe und die Einsicht des Landesherrn verlassen mußte, hieß es nun, selbst Hand anlegen. Es gelang, der Stadt einen finanziellen Rückhalt durch Ankauf der Gasanstalt, durch Gründung eines Elektrizitätswerkes, durch Anlage eines Fernheizwerkes, eines der ersten in Deutschland, zu schaffen. Man ist einsichtig genug, wie zu großherzoglichen Zeiten der Stadt ihr Gesicht zu wahren und es nicht durch die Heranziehung industrieller Betriebe zu entstellen. Wohl aber pflegt und entwickelt man, was dem Lande eigen ist, und hindert nicht, was von selber wachsen will. So hat sich die Bedeutung des Bahnhofs gesteigert; jeder achte Bürger nährt sich von der Reichsbahn. Man plant, den Hafen auszubauen. Eine Hafenbahn ist im Werden. Neben einer Landwirtschaftsschule hat man eine Holzfachschule errichtet, die nur einen Wettbewerber, in Bayern, hat. Die Bautätigkeit ist ungewöhnlich rege. Eine Reichsbanknebenstelle ward vonnöten. Man hat den höheren Schulen vor wenigen Jahren ein ausgedehntes und mustergültiges Heim erbaut. Man hat soeben das neue Landestheater an Stelle des abgebrannten alten feierlich eingeweiht, und grade dieser Bau zeugt für die Opferbereitschaft des Landes, der Stadt und vor allem auch einzelner Bürger. Man will nicht in Kleinstadttratsch versinken. Man will Möglichkeiten zu höheren Genüssen haben. Man will sich nicht auf den sommerlichen Fremdenverkehr verlassen. Man will eine Stadt, die aus sich heraus reich genug auch an Bildungsgütern ist, um ihre Bürger und namentlich auch ihre Jugend auszufüllen.

In dem allerliebsten Parkschlößchen, das sich ihr unglücklicher Sohn gebaut hat, wohnt, allgemein verehrt, seine Mutter, die letzte Großherzogin, in witwenhafter Abgeschlossenheit. Wer sie noch kennt, als sie jung war, eine der schönsten Fürstinnen Deutschlands, wie sie glücklich war im Kreise der Ihren, der denkt gern an die gute alte Zeit und vermißt es sogar vielleicht, daß die Straßen nicht mehr mit den holprigen Katzenköpfen gepflastert sind. Aber in Wahrheit sehnt er sich gar nicht nach den Katzenköpfen, sondern nur nach seiner eigenen Jugend, und wenn er ehrlich sein will, muß er sagen: diese kleine Residenz hat sich tüchtig durchgeholfen, und es ist vieles besser geworden. Und es will uns scheinen, als ob diese Erkenntnis im kleinen ein Wegweiser für die Betrachtung auch größerer Dinge sei. Wer tüchtig zupackt, ist nicht verloren. Und wer außerdem noch fröhlich und zuversichtlich ist, hat gewonnenes Spiel.

Der Fluda-Verkehr. Von Major a. D. Otto Lehmann.

Durch seine überlegene Geschwindigkeit und durch sein Ungebundensein, seine Unabhängigkeit von vorgezeichneten Wegen, schaltet sich das Luftfahrzeug als Verkehrsmittel überall dort automatisch in den allgemeinen, vorhandenen Verkehrsrahmen ein, wo es in erster Linie auf Schnelligkeit ankommt. Eisenbahn und Schiff können ja auch ihre Höchstgeschwindigkeiten aus Sicherheitsgründen kaum noch wesentlich steigern, wenigstens nicht in einem Maße, daß dadurch ihre vorhandenen Verkehrseigenschaften grundsätzlich verwischt würden.

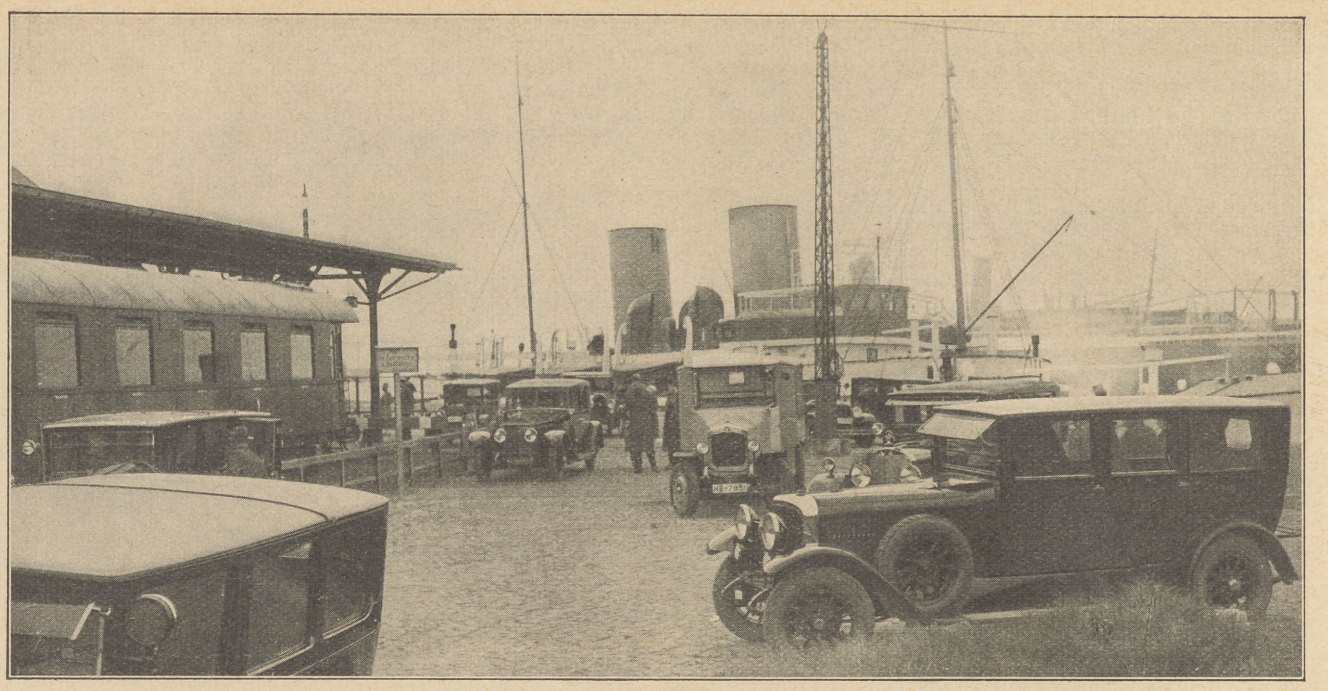
Im Verkehr über Land hat sich die Zusammenarbeit zwischen dem Luftverkehr und der Eisenbahn ganz von selbst eingespielt. Die Zusammenarbeit mit der Schiffahrt entwickelte sich langsam, das liegt im Wesen der Materie begründet. Die Langstreckenflüge über See sind das Vortasten, das Ansteuern eines gewaltigen Groß-Verkehrszieles. Die ersten Berührungspunkte zwischen dem Luftverkehr und dem Seeverkehr ergaben sich naturgemäß dort, wo Land und Wasser sich berühren: an der Küste, in den Häfen.



Bei jeder Reise über See ist der letzte Teil der langweiligste und zeitraubendste, nämlich der Teil, den der Reisende in Kauf nehmen muß, um sein Binnenlandziel zu erreichen. Er bildet sich vielfach ein, die Reise nach Europa sei beendet, wenn er die Behaglichkeit des Ozeanriesen aufgeben muß. Hier griff nun die deutsche Schiffahrt mit weitem Blick für zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten ein: im Zusammenarbeiten mit der Deutschen Luft-Hansa hob der Norddeutsche Lloyd am 21. Mai etwas ganz Neues, in der Welt des Verkehrs noch nicht Vorhandenes aus der Taufe: den Flugzeug-Dampfer-Kurierdienst, kurz genannt „Fluda"-Verkehr.

Der Grundgedanke ist, die Passagiere mit schnellen Großflugzeugen nach allen Richtungen der Windrose abzubefördern. Und als der Riese „Columbus", zur Zeit das größte deutsche Schiff, seine mehr als zweitausend Passagiere auszuspeien begann, die im Laufe des Tages in neun langen Extrazügen abbefördert wurden, stand eine kleine Gruppe Luftreisender an den Kraftwagen, um sich nach dem nahen Flughafen Wesermünde-Bremerhaven zu begeben. Die Vorbereitungen für den ersten Kurierdienst waren während der Überfahrt getroffen, das Ergebnis erreichte funkentelegraphisch die Veranstalter, den Norddeutschen Lloyd und die Deutsche Luft-Hansa, schon am Tage zuvor waren laut Voranmeldung drei Flugzeuge, die im Morgengrauen bereits auf die Reisenden warteten, nach diesem Küstenflughafen überführt worden.

Als der erste Extrazug den Bahnhof mit der ersten Rate der Passagiere erster Klasse verließ, startete gleichzeitig das erste vollbesetzte Junkersgroßflugzeug nach Berlin. Es folgten zwei weitere Maschinen nach Essen, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Stuttgart und Freiburg in Baden. So ein Eisenbahnzug braucht immer-



Wo sich See-, Land- und Luftverkehr berühren.

hin eine gute Stunde, um erst einmal nach Bremen zu gelangen, das Flugzeug frißt in der Stunde 150 Kilometer, bei günstigem Rückenwind das Doppelte. Es setzt also sehr schnell das Warten auf die Eisenbahnanschlüsse, das Umsteigen, das Übernachten in Hotels usw. ein. Die Fluggäste landeten bereits nach zwei Stunden in Berlin, und die Reisenden nach dem fernen Süddeutschland waren schon nach spätestens sechs Stunden glatt, und was besonders wertvoll ist: frisch am Ziel ihrer Wünsche.

Die Preise sind als verhältnismäßig gering anzusprechen, sie sind, da es sich um einen Sonderdienst handelt, etwas höher als die planmäßigen Flugpreise, aber das fällt ja gar nicht ins Gewicht, wenn man bedenkt, daß alle anderen unvermeidlichen Unkosten infolge der großen Zeitersparnis fortfallen. Man kann rechnen, daß ein Reisender von der Küste bis nach Freiburg z. B., wenn alle Eisenbahnanschlüsse einigermaßen stimmen, mindestens etwa mit 24 Stunden Eisenbahnfahrt rechnen muß. Jetzt aber saßen diese Reisenden bereits am häuslichen Kaffeetisch, als die letzten Extrazüge in Bremerhaven abrollen durften.

Die Eröffnung des neuen „Fluda"-Verkehrs war für die Veranstalter ein voller Erfolg, alle verfügbaren Plätze waren ausverkauft einschließlich der in dem planmäßigen Kursflugzeug nach Hamburg, das sich, da die Zeiten mit seinem Flugplan günstig lagen, ebenfalls in den Dienst der Sache stellen konnte. Der „Fluda"-Verkehr wird den ganzen Sommer über im Anschluß an den Dampfer „Columbus" durchgeführt werden. Eine solche Einrichtung existiert noch in keinem Lande der Welt.

Nun geht die Entwicklung in Gedanken und insgeheim schon einen Schritt weiter. Man strebt weitere Verkürzungen der Seefahrt an, indem man die erste Absendung, vorerst vielleicht von Eilpost, später auch von Eilpassagieren, auf die hohe See hinaus verlegt, ein an Bord befindliches Flugzeug vielleicht schon 500 bis 1000 Kilometer vor dem Zielhafen starten läßt. Die amerikanische Kriegsflotte benutzt schon längst ein Startverfahren vom Deck des Schiffes. Technisch liegt ein solches Verfahren durchaus im Bereich der sicheren Möglichkeit. Die neuen, noch größeren Lloyddampfer „Bremen" und „Europa", die Mitte August mit ihren etwa 50 000 Tonnen vom Stapel laufen werden, sollen diesem kühnen Verkehrsplan dienstbar gemacht werden, während selbst unsere letztgebauten Schiffe noch aus Baujahren stammen, in denen man solche kühnen Pläne wohl theoretisch erwog, aber flugtechnisch noch nicht durchführen konnte. — Wir werden auch dieses Ziel gewiß schon bald erreicht haben.

Im Flughafen Wesermünde-Bremerhaven.

Dann rückt alles das, was wir heute als einen großen Anfangserfolg mit Freude begrüßen, in die zweite Linie, wird zum Alltäglichen, zum selbstverständlichen Anspruch eines jeden Reisenden über See. Auf diese Weise wird sich dann auch aus Einzelversuchen und Einzelerfolgen ganz allmählich der Verkehrsflug über den Ozean zusammensetzen. Wie man zu einem Mosaik Stein um Stein zusammenträgt, begnügt man sich auch hier mit Geringem vorerst, um den nächsten Erfolg auf der Stufenleiter zum Ziel um so sicherer zu erringen.

Man wird im Laufe des Sommers im Flugzeug-Dampfer-Kurier-Dienst wertvolle Erfahrungen sammeln, zahlreiche Lloyddampfer führen seit langer Zeit Flugzeuge an Bord mit, ganz in der Stille wird gearbeitet, wird mit Geduld und zähem Willen alles ausprobiert. Von dem Flugzeuganschlußdienst an diesen Riesen „Columbus" ist vorher auch nicht viel geredet worden, eines Tages war er da, und es war gut so. Mit dem Erfolg vom 21. Mai 1928 stehen wir einer Verkehrsneuerung gegenüber, aber zugleich am Anfang einer vielversprechenden Gesamtentwicklung.

Du und ich. Von Elisabeth Höhne.

Oft stehn wir zusammen im brausenden Wind,
Wenn die Lüfte Spottlieder geigen:
Dann bist du der Vater – und ich bin das Kind, –
Bis ins tiefste Leben dein eigen.

Doch wenn deine Seele in meine rinnt
In einsamen Abendstunden:
Dann bin ich die Mutter – und du bist das Kind,
Das seine Heimat gefunden.

Fahrende Leute. Ländliche Studienbilder. Von Franz Servaes.

Ein zierliches Seidentüchlein um den Hals geschlungen, das blonde Bubiköpfchen frisch gekräuselt, das musselinene Kurfürstendammschürzchen vor den beblümten Bauernrock geknotet, so wandelt das „Dirndl" aus Berlin, leicht befremdet, durch die Ärmlichkeit eines märkischen Dorfes. Eine wohlbeleibte Frau Mama, mit Kräuterkellervergangenheit, aber gleichfalls „echt-bayrisch" herausstaffiert, und ein knienackter Wadenstrümpfler von beträchtlichen Ausmaßen, das Gamsbarthütl keck aufs Ohr gestülpt, sind die würdevollen Begleiter. Es ist Sonntagnachmittag, und die Sonne brennt glühend vom Himmel herab. Hier und da wirbelt ein Windstoß scharfe Staubwolken auf, und das bedauernswerte Dirndl fühlt sich davon behelligt.

Wir folgen in einiger Entfernung und haben unseren Spott an dieser unechten Maskerade. Doch alsbald werden die drei von „Standesgenossen" mit allen Ehren empfangen und begrüßt. Zirkusleute sind gleichfalls ins Dorf gekommen und haben auf allerengstem Platze ihr luftiges Zelt aufgeschlagen. Krächzendes Trompetengeschmetter verkündet, daß um fünf Uhr die Nachmittag-Abschiedsvorstellung, — der natürlich eine Abend-Abschiedsvorstellung folgen wird, — stattfinden soll, und das alarmiert die gesamte neugierige Dorfjugend. Auch die „Tegernseer" wissen eine derartige Unterbrechung der Sonntagslangeweile zu schätzen, und da der Herr Zirkusdirektor — er trägt einstweilen noch eine geflickte Strickweste — ein paar einladende Kratzfüße macht, so lassen sie sich gern als Ehrengäste bewillkommnen und geruhen fürs erste den Marstall interessevoll in Augenschein zu nehmen. Hinterher sehen wir sie bei der Vorstellung von den Mitgliedern der Truppe umlagert und umschwärmt, aber das blonde Dirndl verzieht nicht ein einziges Mal seine blasierte Miene.

Die Zirkusleute sind brave Leute, bescheidene Leute und anerkennen ohne weiteres die kulturelle Überlegenheit einer „originalen Tanz- und Singspiel-Truppe". Sie selbst, das wissen sie, haben sich ganz anders abzurackern. Mit schweren Karren müssen sie über Land ziehen und stöhnend müssen die wackere Gäule, die bei den Vorstellungen als Paradepferde geritten werden und Klugheitsexerzitien abzulegen haben, den ganzen Ballast von Brettern und Gestänge, Zelttüchern und Ausstattungsflitter über oftmals schlammige Landstraßen ziehen. Wo sie hinkommen, ist's allemal nur zu kurzer Frist. In zwei, spätestens drei Tagen müssen sie wieder fort und stets haben sie dabei die Mühe des Aufbauens und Wiederabbrechens ihres fragwürdigen Kunsttempels. Der Clown, der Stallmeister, die Kunstreiterin, der Dresseur wandeln sich in einfache Werkleute, die Balken schleppen, Latten zusammenfügen, Maste aufrichten, Zeltbahnen zurechtziehen und elektrische Lichtanlagen anschließen. Abends dann ein wenig Schminke angeschmiert, eine verzottelte Perücke aufgestülpt, einen ölbefleckten Frack oder ein buntes Gazekleidchen umgeschnürt — und alles ist bewirkt, was den Augen einer wundergierigen Dorfbewohnerschaft die Illusion freien Künstlertums und den lockenden Unheimlichkeitsreiz zigeunerischer Vagabondage zu erwecken vermag.

Auf dünnen Brettern sitzend, die über unsichere Pfähle gelegt sind, wohnen wir, mehr aus menschlicher Neugier als aus Zerstreuungslust, einer Vorstellung bei. Aus allem, was da vorgemimt wird, blickt das Elend heraus. Die Bänke rings um die „Manege" sind kaum zur Hälfte besetzt, zumeist mit lärmenden Kindern, die halben Preis zahlen oder mit ländlichen Proletariern, die nie in eine Großstadt kommen — während die dörflichen Handwerks- und Geschäftsleute, die „Besseres" zu kennen glauben, sich vornehm und verächtlich fernhalten. Trotzdem muß der Clown seine Witze reißen und glänzende Laune vortäuschen und Hunde werden auf Pferderücken getrieben, um mit matten Sprüngen über vorgehaltene Tücher zu setzen. Auch zwei Kunsttänzerinnen mit stumpfen Gesichtern dürfen sich zeigen und mal die Arme rechts, mal links herüberschwenken und dabei, so gut es geht, verliebt lächelnd sich auf den Zehen wiegen. An der Kasse draußen aber thront die würdige Großmama, eine scharf blickende Megäre, und zankt sich jeweils mit verspäteten Besuchern herum, die am liebsten „für umsonst" sich hereindrängen möchten. Die kecken Bengels jedoch, die das noch einfachere Verfahren vorziehen, sich unter dem Zeltsaum hindurchzuzwängen, werden von wachhabenden Artisten mit sicheren Griffen hinterrücks erwischt und durch klatschende Hiebe auf den edelsten Teil ihres Körpers zur Räson und Enthaltsamkeit erzogen. Nein, Freibeutertum wird nicht geduldet — das geht gegen die Moral der fahrenden Leute.

Ein anderes Bild, an einem anderen Ort. Ein Bild voller „Glanz". Diesmal sind Karusselleute erschienen und haben zugleich eine Würfelbude und eine Drehscheibe mitgebracht, bei denen man allerhand blinkende Herrlichkeiten gewinnen kann. Und siehe da, das ganze Dorf ist auf den Beinen und selbst die großmächtigsten Honoratioren, der Bierbrauer und der Schlächtermeister, die Steuereinnehmerswitwe und die Galanteriewarenhändlerin und was sonst noch am Ort eine erste Stimme hat, vom Landgendarm bis zum Gemeindevorsteher, ich glaube sogar, selbst bis zum Herrn Pastor, vermag es nicht übers Herz zu bringen, bei solcher Gelegenheit fernzubleiben. Ja, aber das ist auch ein Karussell allerneuester Konstruktion, in einem „Meer" von Licht und Farben schwimmend und mit Orgel, Pauken und Triangeln ausgerüstet, daß es bis ins fernste Dorfeckchen sich bemerkbar macht. So ist denn alles wie elektrisiert und strömt neugierig und unternehmungslustig herbei.

Tritt man aus dunkler Gasse, um die Ecke biegend, auf den lärmenden Rummelplatz, so bleibt man jäh erstaunt stehen: so „blendet“ einen der „Lichtglanz“ des in rasendem Tempo und unter lautem Johlen sich drehenden Karussells.

Es ist die große Geschäftsattraktion als „erstklassiges Institut“, so teuer in der Anschaffung und im Betrieb, daß es die Kosten kaum je hereinbringt. Zumal jede Tour ja nur mit zehn Pfennigen bezahlt wird und selbstverständlich unzählige Touren gemogelt werden. Doch in diesem Punkte ist der Unternehmer großzügig, die Hauptsache ist ihm „die Höhe des Betriebs“. Und die hat er ja erreicht und davon profitieren seine beiden anderen Einrichtungen, das Glücksrad und die Würfelbude, die unaufhörlich in Tätigkeit sind. Man kann da Herrlichkeiten gewinnen. In einem Falle Leckereien für den Magen, Waffeln, Schokoladenstangen, Zuckerhäschen und gar einen verzuckerten Schutzmann in blauer Friedensuniform. Als Hauptgewinn aber locken ein paar Flaschen Apfelwein und die üben eine solche Faszination aus, daß die Dorfburschen unablässig weiter drehen, — jeder Schwung zehn Pfennig, — weil sie sich's in den Kopf gesetzt haben, den Wein zu erringen — mag auch der Zeiger mit seltsamer Bosheit hartnäckig daran vorübersausen. Na, schließlich tragen sie die Beute heim und können sich daran gütlich tun, nachdem sie wohl zwanzig-, dreißigmal gedreht haben!

In der Würfelbude aber gibt's nützliche und zierliche Haushaltungsdinge zu ergattern: Teller und Vasen, Gläser und Messer und gar ein paar süß bemalte Puppenköpfchen in Nippes, einen Savoyardenknaben und eine bekränzte Bauernmaid. Eine wunderbar-wohlwollend lächelnde, phlegmatisch-dicke Dame, die Frau des Unternehmers, hat diese Abteilung unter sich und teilt ohne Groll ihre Gaben aus. Jeder, der über Zwölf wirft, bekommt etwas; wer aber gar volle Achtzehn erzielt, hat die große Auswahl. Die Chancen sind außerordentlich und mit Unverdrossenheit wird das Glück auf die Probe gestellt. Seltsam, wie spröde und launenhaft es sich erweist. Bloß der dicke Herr Landschutzmann stellt sich als ausgezeichneter Würfler heraus: er kann seine neben ihm stehende Gattin, die hochrot und herzklopfend das Spiel verfolgt, fort und fort beschenken.

Drei Abende lang bleibt die Unternehmung in glänzendem Flor. Jeder trägt sein Scherflein hinzu, oft Dutzende von Malen. Und als ich mich am Morgen des vierten Tages rasieren lasse, teilt mir der Barbier mit geschäftiger Miene mit, welch glänzenden Gewinn die da unten auf dem Rummelplatz gemacht haben: ganze 840 Mark sind in die Kasse geflossen! Der Karussellbesitzer ist hochbefriedigt, er hat gründlich abgegrast und kann sorgenlos weiterziehen! Aber wehe seinem Nachfolger!

Dieser Nachfolger ist gleich zur Stelle: abermals eine Zirkusgesellschaft! Wie wird es ihr ergehen, nach dem erschöpfenden Aderlaß der letzten drei Tage? Fast höhnisch steigt ein munteres Rauchwölkchen aus der Küche des Wohnwagens, in dem die abziehende Frau Karussellbesitzerin wirtschaftet, in die Lüfte und ein appetitlicher Bratenduft mischt sich herausfordernd darein. O ja, man kann sich zum Abschied heut etwas leisten. Scheeläugig blickt die Neue, eine gelblich-verrunzelte Zirkusmutter, herüber: ihr schwant offenbar nichts Gutes für die eigene Unternehmung, auf dem abgeweideten Platz. Aber schon hebt sich das Zeltdach und unter Gehämmer entsteht die gewohnte Manege. Zeit ist selbstredend nicht zu verlieren, noch am gleichen Abend muß eine Vorstellung erfolgen. Alsbald trabt ein rotblusig herausstaffierter Reiter ins Dorf hinaus, gefolgt von einem ungezäumten, scheckigen Zwergpferd. Er stößt aus verrosteter Trompete einige Quietschtöne aus und lädt dann in fremdartig manieriertem Singsang zur „extragroßen Monstre-Vorstellung“ ein. Doch die Hausbesitzersleute stehen achselzuckend in ihren Wohntüren. Sie berechnen das Loch in ihrem Beutel und sind zu weiteren Extratouren nicht mehr aufgelegt.

Zwei Abende hält der Zirkus durch. Aber es ist leider beide Male eine Pleite. Und doch hat man nichts Alltägliches zu bieten: außer zweiundzwanzig selbstdressierten und sauer durchzufütternden Pferden, einen niedlichen kleinen Grunzbären, einen philosophischen Grauschimmel, der alle runterschmeißt, einen höchst gelehrigen, menschenhaft blickenden Affen und gar einen ängstlich angeketteten ungarischen Edelhirsch mit Prachtgeweih. Dieser „Zoo“ wird reichlich bestaunt und von Gaffern umstanden. Als es aber ans Zahlen gehen soll, sucht fast alles sich zu drücken. Vielleicht hat diese Flauheit die Zirkusleute wild gemacht und so trachten sie denn irgendeinen Schabernack zu spielen. In der traurig besuchten Abschiedsvorstellung sammelt ein sechzigjähriger Clown eine Jungenschar, deren stetig anwachsende Reihe er mehrfach überspringt, bis er die letzte kicherfrohe Gesellschaft in anderer Weise traktiert: ein Peitscherl saust aus seiner Hand und klatscht über die parademäßig hingehaltenen Hinterteile, die sich dann hurtig in fluchtartige Bewegung setzen.

Am folgenden Vormittag lasse ich es mir nicht nehmen, dem Auszug der Enttäuschten beobachtend beizuwohnen. Ich spreche den Zirkusdirektor, der trübselig und niedergeschlagen dreinblickt. Doch es ist nicht das einmalige schlechte Geschäft, das ihn so mißmutig macht: an derlei ist er schließlich gewöhnt. Nein, es ist sein ganz persönliches Mißgeschick, das ihn nun schon wochenlang lähmt und an der Ausübung seines Berufes behindert. Er, sonst die Seele des Unternehmens und der unermüdliche Anfeurer seiner ganzen Schar, liegt tatenlos auf einem Schmerzenslager. Er hat sich beim Überspringen eines Pferdes auf unerklärliche Weise verheddert, ist abgestürzt und hat sich den Fuß gebrochen. Zur Untätigkeit verurteilt und nicht einmal befähigt alles regelrecht zu überwachen, muß er zuschauen, wie die anderen das Heft in die Hand nehmen und vieles vermasseln. Nur auf seinen Schwiegersohn kann er sich einigermaßen verlassen.

Ich ziehe mich zurück, als mit gestrenger Amtsmiene der dicke Herr Gemeindevorstand erscheint, um die Pacht und Vergnügungssteuer einzufordern, und aus dem erregten Ton des Gespräches, das jetzt einsetzt, kann ich entnehmen, daß mit derlei Vagantenvolk nicht gerade glimpflich umgesprungen wird. Von ferne schallen noch die Stimmen herüber, als ich, an einen Baum gelehnt, auf der Landstraße Posto fasse, über die der Zug der Abziehenden sich mir entgegenbewegen muß. Es ist nach heißen Schwitztagen jetzt naßkaltes Wetter geworden. Die Straße ist schlammig durchweicht und graues Gewölk macht die Luft düster und mulmig. Trotzdem ist das bewegte Bild, das sich vor mir entwickelt, voll anziehenden Interesses. Nur schade, daß nie ein moderner Maler dergleichen malt. Aber die alten Niederländer haben es mit Vorliebe beobachtet und buntbewegte Kulturbilder daraus gestaltet. Ich sehe vor dem Hintergrund der Dorfhäuser und der im Winde sich leise bewegenden Baumgruppen die Wagenburg der Komödianten beisammenstehen. Unaufhörlich wird gearbeitet, wird geschichtet, geschoben und aufgeladen. Hunde und Pferde laufen locker umher und ganz in meiner Nähe grast, mit störrischer Miene, das alte Grautier.

Dann setzt, beiderseitig von Radfahrern umflitzt, der Zug sich langsam in Bewegung. Wagen an Wagen rumpelt an mir vorbei. Die edlen Zirkushengste und die buntgescheckten Steppenrosse dienen als armselige Zugtiere, oft zu dritt oder gar zu fünft vor einen Wagen gespannt. Der Edelhirsch läuft, an der Kette angeschirrt, pflichtgemäß nebenher. Das Eselchen und einige Zwergpferde schließen sich lose und gehorsam an und das Bärlein läuft in seinem am Wohnwagen hinten angehängten Zwinger ruhelos und brummig auf und ab. Darüber aber gewahre ich, aus einem vergitterten Fenster blickend, einen eigentümlich schwermütigen Kopf. Es ist der des Zirkusdirektors, der seinen gewiß nicht fröhlichen Gedanken nachhängt, gelegentlich auch wohl einen zornigen Befehl herausschreit, wenn seine verwilderten Burschen gar zu willkürlich und eigenmächtig verfahren.

Immer weiter geht's, die Landstraße entlang, bei Regen und Unwetter. Die Landstraße, die die eigentliche Heimat der fahrenden Leute ist. Immer wieder die Landstraße . . die Landstraße . . .

König Kandaules

Roman von Max Dreyer

11.

Matilde legte sich am Nachmittag zum Schlafe hin, wider ihre Gewohnheit. Sie war redlich müde. Als sie aufwachte, war es höchste Zeit nach dem Bahnhof zu gehen.

Sie mußte ein Auto nehmen. Wie sie das Portal erreichte, zeigte die Uhr gerade die Minute der Zugankunft. Sie stürzte zu der Sperre. Hier erfuhr sie, daß der Zug zehn Minuten Verspätung habe. Die Eile und Erregung nach dem schweren, ungewohnten Schlaf quälte ihren Kopf. Daß die Hast unnötig gewesen war, machte sie ärgerlich. Sie ging in der Halle auf und ab, das unruhige Menschengetriebe peinigte sie. Da rüttelte sie sich selber auf: Hilmar kommt! Dein Mann! Dein Liebster! Dein Junge! Er will sich an dir freuen und mit dir sich freuen. Seid ihr nicht im Glück? Gesund und jung, von keiner Not heimgesucht! Und der Erfolg grüßt zu euch herüber! Habt ihr euch nicht lieb! Schämen sollst du dich, daß du nicht fröhlich bist.

Sie gewahrt eine Gruppe von jungen Frauen, lachend und strahlend, die offenbar auch ihre Männer erwarten. Unwillkürlich macht sie eine Bewegung zu ihnen hin.

eilen die Treppe herauf — ein Gewimmel folgt — immer mehr drängen nach oben, immer mehr —

Sie späht nach Hilmar aus. Ihre Blicke schweifen zu sehr. Sie finden ihn nicht. Es gilt die einzelnen, die durch die Sperre kommen, ins Auge fassen.

So steht sie und lauert und luchst. Und findet ihn nicht. Der Strom versiegt. Nur noch wenige Nachzügler kommen. Dann ein paar Beamte. Dann niemand mehr.

Matilde fragt an der Sperre, ob noch ein zweiter Zug vom Osten her zu erwarten sei. Heute nicht mehr, heißt es, erst morgen früh.

Hilmar ist also nicht eingetroffen. Die sorgenden Fragen: Was kann schuld daran sein? Hat er den Zug versäumt? Ist ihm etwas zugestoßen?

Trübe und verdrossen tritt sie den Heimweg an. Der Nebel packt sich in den Straßen fest. Unbehagen schleicht über sie her. Unlustig langsam geht sie nach Hause.

Und hier — als sie den Korridor aufschließt, tritt Hilmar ihr entgegen.

„Also bist du doch gekommen!“

Blumenstilleben. Gemälde von Prof. Hans Purrmann.

Ihr seht mir ganz so aus, als ob ihr morgen ins Theater geht! Heute tut ihr noch sehr fern und fremd zu mir — das nächste Mal werdet ihr aus anderen Augen mich anblicken. Der Übermut junger Künstlereitelkeit prickelt sie. Ja, was denkt ihr! Ich bin Matilde Menander! Wenn ihr das wüßtet, wie würdet ihr die Köpfe zusammenstecken! Und nun lacht sie kindlich selber über solche Gehirnblasen.

Jetzt — der Zug ist eingefahren — die ersten Reisenden

Es ist zuerst mehr Erstaunen, Überraschtsein, Befremdung, als Freude, und das Wiedersehen kommt nicht zu seinem Recht. Die so unwichtige Enttäuschung über das Sichverfehlen fragt immer wieder töricht nach dem Wieso und Warum, zwischen flüchtigen Küssen.

Es stellt sich heraus, daß an der Südseite des Bahnhofs noch eine zweite Sperre sich befindet. Matilde hat nichts von ihr gewußt, durch sie ist er hindurchgegangen.

Und damit ist es gut! Warum lachen sie nicht über das kleine Mißgeschick! Daß so erbärmlichen Kram nicht die große Seligkeit des Sichwiederhabens jauchzend zerfetzt und in alle Winde wirft!

Und jetzt reißt Hilmar sie stürmisch in seine Arme. Aber sie lachen immer noch nicht. Herrgott, was ist mit ihnen! Mustern sich, sehen prüfend an sich herum. Stehen geradezu lächerlich befangen und beinahe verlegen voreinander.

Hilmar erklärt es sich gleich. Überarbeitet wir beide — die Nervenstränge gespannt zum Zerspringen — die Trennung schmerzlich und schnell und lang und ungewohnt —

Und jetzt meldet sich in ihm der Eheherr zu Worte. „Ja, liebes Kind — wo nehm' ich denn nun eigentlich Quartier?"

Sie sieht ihn groß an, ein wenig unsicher. „Ich hab' in dem Arbeitstrubel dieser Wochen ganz vergessen, mit meiner Wirtin zu sprechen. Vielleicht kann sie dir jetzt noch ein zweites Bett in die Schlafstube stellen —"

Nun ist Hilmar doch wie mit Eiswasser übergossen. Er hat mit einem übermütigen: ach was, so kampiere ich eben auf dem Sofa! sich aus der Beklemmung freimachen wollen. Aber der Übermut bleibt ihm jetzt in der Kehle stecken.

„Nein, nein," sagt er entschieden. „Jetzt noch Umstände machen! Du wohnst doch auch reichlich beengt. Natürlich gehe ich in unser altes gutes Hotel, und ich will mir gleich ein Zimmer besorgen. Nicht wahr, du kommst mit? Wir essen dann da zusammen."

„Ohlendieks erwarten uns heute abend."

„Nein," erklärt er kurz. „Das heißt, ich setze voraus, daß du nicht etwa aus irgendwelchen geschäftlichen Rücksichten —" darin ist ein sehr bitterer Klang.

Sie schüttelt lebhaft den Kopf. „Ganz unsachlich freundschaftlich wollen wir heute zusammen sein. Es gilt ebensogut dir."

„Ich weiß offenbar von dir nicht genug." Ein Hartes in der Stimme will nicht weichen. „Schon darum bleibe ich am liebsten mit dir allein. Wenn es dir recht ist —"

Sie drückt seine Hand. Darin ist Zärtlichkeit. Eine heiße Welle durchflutet ihn. Ich selbst mach' mir das Leben schwer! schilt er sich aus. Mir und ihr und uns beiden.

Sie fahren ins Hotel und speisen. Er muß vom Koninghof erzählen und von der Fischmeisterei. Sie hört ihm hingegeben zu, er findet jetzt ein ganz anderes Licht in ihren Augen.

„So," sagt er, „und jetzt kommst du erst mal an die Reihe. Was doch das Wichtigste ist. Wie war die Generalprobe? Wie wird es morgen abend werden?"

Ein müder Zug schattet über ihre Mienen. „Davon sprechen wir nicht. Bei uns in der Zunft ist man abergläubisch. Und ich war eben so schön zu Hause. Nun wollen wir hübsch bei dem einen bleiben." Ein Ruhebedürfnis dehnt sich. „Bei Koninghof. Wo auch deine Wissenschaft daheim ist, deine Arbeit. Von der will ich jetzt hören."

Nun wird er wieder der Optimist und ein wenig Renommist dazu. Er spricht, ganz in die Sache vertieft, beredt und immer feuriger über neue Ergebnisse seiner Forschung. Sie hört ihm gefesselt zu, dieser Ablenkung froh, und er ist glücklich, daß er sie fesselt.

Und nun ist er bald in einer leuchtenden Zukunft. Die Berliner Universitätskreise seien völlig gewonnen von dem großen Wurf seines Werkes und überrascht von den Ausblicken, die die schlechthin verblüffenden Resultate eröffnen. Nun gehe er an die Habilitationsschrift — die Stoffwahl werde ihm bei der Überfülle nicht leicht.

In Holstein seien neuerdings Funde gemacht, die er noch sehen müsse. Er wollte von hier aus dorthin weiter fahren. Auch im Kieler Museum habe er noch zu arbeiten.

„Aber ich rede und rede nur von mir. Morgen ist dein großer Tag. Du brauchst deine Ruhe —"

„Ich habe leider hier in der Stadt meinen alten schönen Schlaf noch nicht wieder —"

„Komm. Ich bring' dich heim." Über diesen Gedanken stolpert er nun doch. Aber dann nimmt der Kellner ihn in Anspruch, die Besorgung des Autos.

Er begleitet Matilde nach Hause. Und verabschiedet sich von ihr vor der Tür.

„Wie ein Bräutigam geleite ich dich heim!" Ein Lächeln bringt er zustande. Und nun geht er in sein Hotel. Nachtwandlerisch gedankenlos.

Er legt sich ins Bett. O Agathe — zieht es ihm durch den Sinn. Wehmut und Zornmut kämpfen in ihm miteinander, schließlich erschlagen sie sich, und er schläft ein. — — —

Rufend laufen die ersten Glockenzeichen durch die Wandelgänge des Opernhauses. Eiliger und drängender branden die letzten Wogen der Kommenden gegen die Kleiderablagen.

Auch in die Garderoben der Künstler schrillt dieses Zeichen. Seid bereit zur Schlacht!

Prüfend schreitet der Oberspielleiter mit dem Theatermeister über den Bühnenraum. Von den Sängern kommt ein Teil fertig durch die Kulissen. Die Feuerwehrleute nehmen ihre Plätze ein.

Das Guckloch im Vorhang wird noch immer umworben. Dahinter lauert das tausendäugige Ungeheuer, tückisch und unberechenbar, maßlos in seinen Instinkten und Gefühlen wie alle Ungeheuer, in seiner Grausamkeit, seiner tödlichen Kälte, seiner Niedertracht und seinem Hohn, und wiederum in seiner fortstürmenden Begeisterung und seinem leidenschaftlichen Jubel.

„Samiel," der Bösewicht, aus altem Aberglauben spuckt dreimal gegen den Vorhang, den Schicksalslappen.

Im Orchester quirlen die Höllentöne der sich stimmenden Instrumente.

Das zweite Glockenzeichen. Alles fertig. Der Kapellmeister setzt sich ans Pult. Das Gong. Der Zuschauerraum verdunkelt sich. Die Hand des Dirigenten hebt den Stock. Stille. Die Ouvertüre.

Der spuckende Samiel hat alle Geister des Unheils gebannt. Kräftig schlägt der erste Akt ein. Siegeszuversicht schwellt die Herzen.

Pause zwischen dem ersten und zweiten Akt.

Matilde kommt auf die Bühne. Sie hat noch eine Frage an Battoni. Da rauscht etwas an ihr vorüber. Eine Dame in Gesellschaftstoilette, sie tritt zu Kaspar-Zupitza, begrüßt ihn lebhaft, tauscht mit ihm ein paar schnelle, beschwingte Worte. Dann streicht sie wieder an Matilde vorbei, wechselt einen Gruß mit Battoni. Matilde selbst bekommt einen kurzen, scharfen Blick, sie ist überrascht von diesen dunklen Augen mit ihrem eigentümlichen Griff und dieser Lebensgier, der ein weher Zug um den schmalen, feinen Mund sich nicht fügen will. Sie hört dann, diese Dame ist Maja Valina. Die jetzt das Bühnenhaus wieder verläßt, um in den Zuschauerraum sich zu begeben.

Das erste Glockenzeichen. Die Szene wird freigemacht. Hinter den Kulissen erscheint Klaus Ohlendiek, Matilde noch einmal die Hand zu drücken. Dann steigt er in die Orchestra.

Das Seltene und vielfach Beargwöhnte wird heute Ereignis: in der Aufführung tritt nach der trefflich gelungenen Generalprobe keinerlei Rückschlag ein. Das Seltenere: alle Voraussagen bis ins einzelne erfüllen sich. Agathe ist die Glorie des Abends.

Natürlich, von Mißgunst und Neid, von der bloßen Nörgelei technischen Besserwissens bleibt sie nicht verschont. „Eine Natursängerin. Muß noch sehr viel lernen." Aber der Klang ihrer Stimme blüht und leuchtet und triumphiert hinweg über alle grauen und grämlichen Greulichkeiten.

Einer von den Habitués des Theaters, großer Fabrikant und künstlerischer Wichtigmacher, der neuerdings um Frau Valina streicht, spricht zu ihr seine Kritik, mit der er bei ihr — der Nebenbuhlerin, der in Ruhm und Stellung Gefährdeten, wie er meint — sich lieb Kind machen möchte. „Ich kann mir nicht helfen — steifleinen — Hausmachermarke —"

Da erklärt sie ihm, wütend über das, was seine Plumpheit bei ihr voraussetzt, über die Beleidigung, die seine Schleicherei ihr zufügt, erfroren bis ins Mark: „Ich würde Ihnen doch raten, Herr Kommerzienrat, Ihr Urteil ganz auf die Textilbranche zu beschränken."

Als dann die Schlacht geschlagen ist und das Haus vom Siegesgetöse zittert und dröhnt, drängt es sie zu der Genossin.

Durch die Wandelgänge strömt die bewegte Masse. Steht die Erregung der vielen jetzt auch im Zeichen der Garderobenmarke, auf den Gesichtern leben doch die Spuren des großen Tages.

Betäubt schwimmt Hilmar in der Flut. In die Höhen und Tiefen haben ihn die Wogen des Erlebten geworfen. Er leugnet es nicht, eine schlotternde Angst hat ihn zuerst geschüttelt. Bis Matildes ungefochtene, geradezu thronende Sicherheit ihn aus dieser Not befreite. Dann mit dem wachsenden Glanz ihrer Macht schlägt sein Stolz immer mehr die Flügel. Bis dann die Angst ihn anfällt: nun steigt sie über dich hinaus, und wo bleibst dann du?

Aber über allem steht wieder die Freude, künstlerisch und rein, an ihres Sanges Köstlichkeit.

Ausfahrt. Gemälde von Reent Looschen.

Nun, da alles vorüber ist, atmet er schwer wie unter einem Schicksalsspruch.

Und da droht in dem Gedränge ein Gesicht zu ihm herüber — verschwindet — taucht wieder auf — keine Vision — Robert Löteisen ist es!

Unwillkürlich wirft Hilmar sich in die Brust: ja, das sind wir!

Hat der andere ihn nicht gesehen? Ich möchte schon, daß wir Aug' in Auge liegen und uns messen! Dies ist nun der erste Streich. Bald wird nun auch das Kümmerliche deiner vermeintlichen akademischen Überlegenheit von dir abfallen. In diesem Winter wirst du noch lesen, daß ich mich in Berlin habilitiert habe.

Und ganz und gar kreisen wir, Matilde und ich, nun schon in einer anderen Sphäre als du!

Da sind die Augen wieder — mit dem Löteisenschen Ausdruck schicksalhafter Wichtigtuerei. Warum ist kein Neid in ihnen, kein Schmerz, keine Niedergeschlagenheit —

Aber schon drängt das Gewoge sich wieder zwischen sie beide. Wo Hilmar sich eben zu ihm hingezogen fühlte, aus seiner glücklichen Gehobenheit dem andern ein paar gnädige Worte zu schenken.

Nun finden sie nicht zueinander. Hilmar treibt in der Menschenflut auf der Straße. Und jetzt aus dem Gewirre um ihn und in ihm strebt er zu seinem klaren Ziel. Ich will zu Matilde — der erste, der bei ihr zu sein hat, bin ich doch wohl!

Er wendet sich nach dem Hof und geht auf die Haupttür des Nebengebäudes zu. Sie ist belagert, aber alles bleibt ehrfurchtsvoll draußen. „Eintritt nur für Bühnenangehörige!" steht wehrend über dem Eingang. Aber das schreckt ihn nicht.

Der Pförtner hält Wacht. „Ich bin Doktor König." Das verfängt nicht. „Der Mann von Frau Menander." Die erwartete tiefe Verneigung bleibt aus. Ein lässiges Gewähren.

Das ärgert ihn. Der Mann von Frau Menander — diese Bezeichnung trägt er weiter im Ohr, sie dringt in ihn ein, sie ätzt sich ihm in die Seele. Hier bin ich durch mich selber nichts. Der Mann von Frau Menander. Kein König — ein Prinzgemahl. Und für diese Würde scheint hier keine große Hochachtung obzuwalten. Auch wie er nach Matildes Garderobe sich durchfragt, wird ihm keinerlei Verehrung bezeugt.

Matilde hatte noch auf der Bühne die Anerkennung des Intendanten entgegengenommen. Das Weitere behielt er sich für den nächsten Tag vor, er lobte den Abend nicht vor dem Morgen. Es gab Zeitungen, und die vor allem mußten erst einmal vernommen werden.

Klaus Ohlendiek drückte ihr wortlos beide Hände, Job Lobedanz brannte Feuerräder ab. Er war aus den Fugen.

Als Matilde in ihre Garderobe getreten war, klopfte es stürmisch an die Tür. Ohne das Herein abzuwarten, stürzte eine Dame in den Raum — Maja Valina.

Ganz ungezwungen schloß sie Matilde in die Arme. „Wie schön war das — wie schön! Sie müssen sich das nun schon gefallen lassen. Was ich fühle, muß ich auch sagen. Das ist mein Unglück und mein Glück." Sie sprach ein reines, klares Deutsch mit leisem slawischen Tonfall. „Aber eins, liebes Kind, muß eine soviel ältere Kollegin Ihnen sagen dürfen. Sie schminken sich schlecht. Schminken ist mein Bestes. Ich habe da meine ganz besonderen Kunstgriffe. Keiner kennt sie, keinem hab' ich sie bisher gezeigt. Ihnen zeig' ich sie."

Damit ging sie, wie sie gekommen war. Frau Schmitz,

die biedere Garderobiere, erklärte in ihrem verschmitzten Ton, der halb Unterwürfigkeit, halb Wohlwollen war: „Darauf können Sie sich was zugute tun, Frau Menander. Wie viele haben es versucht, Frau Valina ihre großartige Schminkkunst abzusehen. Niemand hat ihr bisher da hineingucken dürfen."

Matilde hat in einem seltsamen Gefühl unbehaglicher Bezauberung die Zärtlichkeit der Frau Maja über sich ergehen lassen. Ehe sie sich über ihre eigene Empfindung ganz klar geworden ist, kommt neuer Besuch. Hilmar läßt sich melden und wird gleich eingelassen.

Frau Schmitz zieht sich diskret zurück. Ihr Blick auf den Ehegemahl, neugierig und dreist, läßt diesen auch hier die geforderte besondere Wertschätzung vermissen.

Dann aber wirft er alles hinter sich. Matilde ist dies — meine Matilde ist dies, mein Weib! Und er zieht sie an seine Brust und preßt seinen Mund auf ihre Lippen.

Und spürt einen unangenehmen Geschmack — will darüber lachen — und kann es nicht — die Schminke, die unleidliche — nun ja — aber doch — die Schminke hat er geküßt, nicht ihren Mund — und soll nun die Schminke, der Schein, der Trug, das Theater zwischen ihnen sein!

Daß er den Geschmack nicht los wird! Der sich in Leib und Seele ihm fressen will! Er schilt auf seine übersteigerte Sensibilität. Daß er nicht robust genug ist, mit seinem prachtvollen Weib durch dick und dünn zu gehen! Was ist er für ein Weggenosse! Er, der diesen Weg ihr gewiesen hat.

Und da er sich so in sich selber verkriecht, kommt auch sie nicht aus sich heraus. Wieder sind sie in einer Gezwungenheit und Befangenheit.

Die Garderobiere kehrt zurück, sie möchte nach Hause. „Verzeihung!" sagt sie freilich, „ich dachte" — und schließt wieder die Tür. Aber ein Beieinander gibt es jetzt nicht und hier schon überhaupt nicht mehr.

„Du kannst mich jetzt nicht brauchen. Und was ist dann?"

„Wir sollen zu Ohlendieks kommen."

Wieder diese Ohlendieks! Aber heute mußte es wohl sein. Klaus Ohlendiek — ihr Entdecker für die Bühne, ihr Beschützer, ihr Förderer. O diese Rücksichten — wie er sie haßte. Und würde sie nicht in immer mehr Rücksichten verstrickt werden? —

Sind sie nicht wie die Kinder gewesen — sie beide? Was haben sie vom Theater gewußt? Jetzt fängt es an zu dämmern.

„Nun gut," sagt er gefaßt.

„Dann wartest du draußen vorm Hause auf mich. Oder willst du hier oben bleiben?"

„Lieber nicht. Ich fühl' mich hier doch einigermaßen als Fremdkörper."

Bei Ohlendieks war Feststimmung. Außer Matilde und Hilmar waren nur noch zwei Gäste da, Job Lobedanz und Dirk Diekhoff, ein ganz kleiner Kreis. „Wir sind Qualität," sagte Job.

Dirk, überschwenglich und drommetenfroh, verkündete: „Ein Gerichtstag war es für die Bayreuthsimpler! Nur daß ich Ihnen manchmal das Zepter hätte entreißen mögen, Herr Ohlendiek."

„Sie hätten es nicht bekommen."

„Schade! Ich würde den Friedländern ganz anders die musikalischen Heilsweisheiten um die Ohren geschlagen haben."

„Dirigieren ist nicht um die Ohren schlagen, lieber Dirk."

„Nun ja! Natürlich hab' ich unrecht, weil der Lärm immer unrecht hat."

„Das merken Sie sich für Ihre Kompositionen," knurrte Job.

„Wenn diese Brüder," fuhr Dirk ungestört fort, „nur nicht ein so schwieliges Trommelfell hätten! Gejuckt hat es sie natürlich doch. Und ihre Bundesbrüder, die Kritiken schreiben, werden es euch schon entgelten lassen, daß ihr dem gedient habt, der ihren Götzen zum Wackeln bringt."

„Er wackelt ja gar nicht," bemerkte Klaus mit trockener Gelassenheit.

„Ja, junger Mann," rief Job dazu, „und wenn Sie an diesem schönen Abend nochmal von Kritik und anderen Ruchlosigkeiten sprechen, dann lass' ich in Ihrer neuen hypermodernen Oper all Ihre unbegrenzten Unmöglichkeiten der Atonalität — dann lass' ich die der Einfachheit wegen gleich als Kantaten im reinen Satze singen."

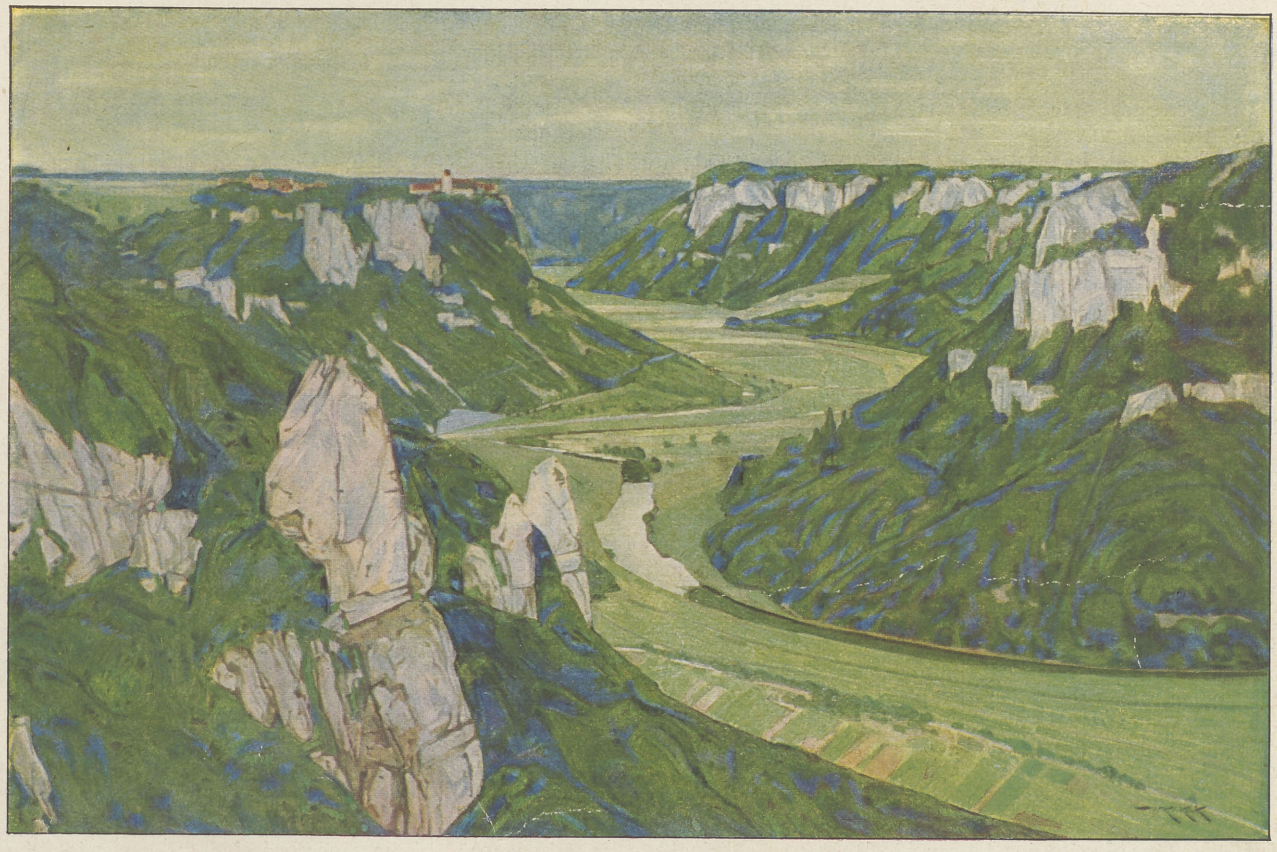
Job sorgte nach der Abspannung und dem Abgekämpftsein für den gewünschten frischen Ton. Und über allem gebot Frau Beates weißhaarige Klugheit und Güte.

Nun machte Job einen unverzagten Sprung ins praktische Leben. „Haben Sie den Erzengel gesprochen, gnädige Frau?"

„Ja, er war zufrieden. Er hat mich für morgen ins Büro gebeten."

„Er will den Vertrag mit Ihnen machen. Allein wären Sie ja verraten und verkauft. Gut, daß Sie Ihren Herrn Gemahl hier haben."

Hilmar wand sich vor Entsetzen. Die Haare sträubten sich ihm, er machte drei Kreuze. „Um des Himmels willen! Lassen Sie mich mit dem Geschäftlichen zufrieden!"



Deutsche Landschaft. Gemälde von Willy Kukuk.

Wie die bitterböseste Kränkung fiel es ihn an. Nun auch das noch! Daran hatte er ganz und gar nicht gedacht. Geldverdienen — Matilde würde und sollte Geld verdienen — seiner gepflegten Geistigkeit, auf sicherem Besitz genährt, ward es übel zumute. Wohin waren sie geraten!

Er wollte sich rückhaltlos aussprechen über seine Empfindung. Dann aber spürte er, daß er mit solcher „Weltfremdheit" sich lächerlich machen könnte, und er schwieg. Aber ein neuer Druck hatte sich auf ihn gelegt.

Hart traf es ihn, daß Matilde, von Job beiseite genommen, dessen praktischen Ratschlägen aufmerksam ihr Ohr lieh. Sie fing schon an, sich in dieser neuen Welt zurechtzufinden, die ihm immer mehr an Widerwärtigem bot.

Halb abwesend hörte er, was Klaus zu ihm sprach. Der ihn verstand, der an das ihm Peinliche nicht rührte, der wieder in die Freiluft ihn zog, der dann von seiner Forschung sich erzählen ließ. Und Hilmar atmete auf. Klaus Ohlendieks gesunde Herzlichkeit, mit ihrem natürlichen Zartgefühl, tat ihm wohl.

Das allgemeine Gespräch verließ dann das umbrandete Gestade des Künstlerischen, Allzukünstlerischen. Ganz von selbst wurde jetzt Hilmar sein Mittelpunkt. Er sprach weiter von seinen wissenschaftlichen Ergebnissen. Seine lebendige Art vorzutragen fesselte stark. Er hatte einen hingegebenen Hörerkreis um sich. Und er stellte sein Licht nicht unter den Scheffel. Seine Stimmung war wie vertauscht. Der ganze Abend bekam andere Farben. Nun hatte auch er seinen Erfolg. Das Gefühl der Gleichberechtigung trug ihn.

Allmählich kam nach den Anstrengungen des Tages über diesen und jenen, dann über alle die Müdigkeit.

Man trennte sich. „Sie reisen doch noch nicht so bald?" fragte Frau Beate zum Abschied.

„I wo." Er dachte jetzt mit Genugtuung und erwartungsvoll an ein paar Tage des Bleibens.

Matilde und Hilmar gingen durch stille, nächtige Straßen. Ein milder Frost hatte eingesetzt. Gesprächig lebhaft und hell glitzerten die Sterne. Die Mondsichel sprühte ihr Licht über die Dächer, um die Giebel.

„Jetzt draußen sein," klagte sie. Und sie dachte: ‚Wenn er dich jetzt nähme, mit rauhen, harten, gewalttätigen Armen und unbeugsamem Sinn: Du kommst jetzt mit mir! Der Kunst hast du den Zoll entrichtet! Laß dies deinen Schwanengesang gewesen sein! So wirst du erst recht gefeiert! Alle Welt sehnt sich nach dir — und wir haben unseren Triumph! Und triumphierend ziehen wir in Koninghof ein! Da ist dein Haus, da ist dein Sitz, da ist dein Land, da ist deine Herrschaft! Du die Herrin und ich der Herr!'

Ja, ja — gern hätte sie so sich überwältigen lassen. Aber er überwältigte sie nicht.

Sie sah, wie er den Kopf geneigt, vor sich hingrübelte. Es kam ihm in den Sinn, und er mußte es sagen: „Nun wirst du morgen durch alle Zeitungen geschleift —"

„Laß doch die Zeitungen und ihre Ruchlosigkeiten! Wie sagte Job Lobedanz?"

„Dieser Job Lobedanz ist auch keine reine Freude."

„Ohne ihn wäre ich nicht das, was ich bin."

„Ohne ihn nicht, und ohne Klaus Ohlendiek nicht —"

„Nun ja!" sagte sie, jetzt unverkennbar scharf. „Menschen braucht man nun einmal, und nicht bloß beim Theater."

„Und morgen wird also dieser Job Lobedanz bei deinem Vertrag dir helfen —"

„Das wird er."

„Ein furchtbarer Gedanke! Da sitzt du nun beim Direktor! Und feilscht mit ihm — um dich selbst! Um dich selbst geht der Handel!"

Immer heißer stieg es ihr zu Kopf. Statt ihr dies Quälende zu erleichtern — er mußte wissen, daß es auch für sie hier genug Widerstände zu überwinden gab — statt des erschwerte er ihr noch diese üblen geschäftlichen Dinge.

„Nun, lassen wir das!" Er floh vor diesen Ideen. Sie kamen an Matildes Haus. „Du wirst jetzt auf deinen Lorbeeren ausruhen. Gute Nacht."

Und wieder trennte er sich von ihr vor ihrer Tür. ‚Ich hatte gedacht, zum Schluß dieses Tages würden wir beide unser Fest miteinander feiern! Nun gehen wir auseinander wie zwei fremde Menschen. Eine Kluft tut sich auf zwischen uns.

‚Ich ertrag' es nicht. So kann unser Leben nicht bleiben. Zwei Leben wollen es werden — ich will, ich muß sie wieder zusammenfügen, zusammenzwingen!'

Aber dieser Dunstkreis hier lähmte ihn. Nur da draußen, nur in seiner Arbeit konnte er die alte Kraft wiedergewinnen. Hals über Kopf fuhr er, am nächsten Morgen schon, nach Kiel. — — —

Die Kritik war ungewöhnlich gut. Mehr noch als das Material wurde die Beseeltheit von Matildes Stimme einhellig gefeiert. Matilde Menander war „gemacht".

„Den Vertrag selbst schließen wir natürlich nur durch den Agenten ab," sagte Job. „Ich telegraphiere gleich an meinen. Er ist von den Menschenhändlern der Annehmbarste. Sie verweisen den Alten an ihn. Und dann werden wir weiter sehen."

Danach wurde nun verfahren, als sie mit dem Intendanten verhandelte. Der Agent überraschte ihn nicht weiter. Obschon ein schwarz auf weiß ausgefertigter Vertragsentwurf mit günstigen Bedingungen des Ansturms auf ihr Herz gewärtig war. Der Alte schüttelte aber den Kopf, als sie sagte: „Ich möchte mich nur auf ganz kurze Zeit binden."

„Mächen — jnädige Frau — so jung und schon so verdorben! Schielen Sie schon übers jroße Wasser?"

Sie lächelte. „Nein, das nicht. Aber ich weiß nicht recht — ob ich es beim Theater aushalten werde."

„Na nu? Und haben kaum die Nase reingesteckt? Und sind dies erstemal bloß von Wohljerüchen umfächelt?"

„Ich hatte so heute nacht meine eigenen Gedanken —"

„Ihre Nachtgedanken in Ehren, gnädige Frau. Aber so was is mir denn doch noch nicht passiert. Sie werden über Nacht berühmt — un statt daß Sie diese Nacht segnen ... Aber dies diem docet — eine Nacht lehrt die andere. Es jibt noch mehr Nächte, und det is mein Trost."

Sie ließ ihn mit seiner Nachtphilosophie allein. Draußen traf sie Klaus, der auch zu dem Oberhaupt wollte. Und gleich, wie er ihre Hand nahm, fielen Unsicherheit und Trübsal von ihr ab, sie war nicht mehr in der Fremde und Irre, sie war geschützt, gehalten und heimatlich gehegt.

Nun saß Klaus bei dem Intendanten. Erst kriegte er seinen großen Lobspruch. Da wußte er, ein dickes Ende würde nachkommen. „Ja, mein Junge — aber Sie konnten es doch nicht lassen. — Sie mußten hier und da Weber gegen Wagner ausspielen! Der vielliebe Friedland hat das mal wieder als persönliche Anzapfung aufgefaßt."

„Das ist doch einfach lächerlich!"

Der Erzengel hielt den Kopf schief. „Jeliebter Jüngling — solange er der Abgott aller weiblichen Jesangchöre in unserer Stadt ist und nicht Sie — solange er vor Ihren schätzenswerten Jaben das Talent jroßartigster Familiensimpelei voraus hat, kann ich ihn für mein Abonnement nicht entbehren. Und ich will und muß ihn bei juter Laune erhalten."

„Heißt also, daß ich jetzt in schlechte Laune versetzt werden soll."

„Ich will, daß Friede unter meinen Zelten wohne! Könnt ihr euch nicht vertragen, denn pachtet euch selbst 'ne Schaubude. Un nu passen Sie auf. Unsere Straußwoche im nächsten Monat. Strauß kommt selbst 'rüber. Zu welcher Aufführung is noch unbestimmt. Selbst dirigieren will er nich. Nu möchte aber unser Musikjeneral am Pult sitzen, wenn der jroße Abend is. Was aber nun, wenn der Meister jrade zur Salome sich einfindet? Die bisher Ihre Sache is —?"

„Heißt also, der Herr Generalmusikdirektor will den ganzen Straußzyklus für sich haben."

„Richtig!" Die direktorialen Augen zwinkerten. „Jeht doch nischt übern hellen Kopp! Aber — kriegt der eine sein Bonbon, kriegt der andere ooch eens. Kinder seid ihr nu mal. Also: Ich will die Frau Menander jetzt als Isolde 'rausstellen. Ich will, daß Sie nach diesem Erfolg weiter mit ihr zusammenarbeiten. Friedland wird den Tristan an Sie abgeben."

Das ließ sich hören! Das war eine Aufgabe! Mit Matilde zusammen! O — und anders würde er den Tristan anpacken als Erwin, der Eklektiker —

„Na, un jetzt trocknen Se man det eene nasse Ooje — un freuen Se sich mit beiden!"

Und eine halbe Stunde später fand in demselben Raum zwischen dem Herrn Intendanten und dem Herrn Generalmusikdirektor folgende Unterredung statt:

„Also mein lieber Herr Friedland: Strauß schreibt mir, er weiß noch nicht, wann er 'rüberkommt. Kommen käme er. Am liebsten zur Salome."

„Soll man denn nicht den Rosenkavalier so legen — es ist doch das Natürliche, daß bei seiner Anwesenheit ich —"

„Jewiß is das auch meine Meinung. Aber wenn er nu jrade auf die Salome sich spitzt! Vielleicht läßt es sich machen, daß Sie den janzen Zyklus kriegen. Allerdings —"

„Das muß sich doch machen lassen!“ Die Brust schwoll.

„Ja — aber Sie wissen — pas d'argent, pas d'amour. Un nu hören Se 'n Vorschlag zur Jüte. Die Frau Menander soll als zweite Rolle die Isolde singen.“

„Gut.“

„Mir is es nich klar, ob ich Ihnen diese blutige Anfängerin zumuten soll —“

„Warum nicht? Das würde mich reizen!“

„Mein verehrter Herr Generalmusikdirektor —“

Friedland begriff. „Da soll also Herr Ohlendiek jetzt den Tristan dirigieren?“

„Ja.“

„Das ist unmöglich.“

„Warum?“

„Nicht weil der Tristan in meine Domäne gehört. Und ich darf sagen, daß er, wie ich ihn geschaffen habe, bei uns unverrückbar feststeht. Aber das Verhältnis des Herrn Ohlendiek zu Wagner —“

„Ist das denkbar beste, lieber Freund. Und ich möchte, daß hier endlich mal mit Lejenden aufjeräumt wird. Ich wünsche, daß er hier janz offen sein Bekenntnis zu Wagner, meinetwegen sein ‚pater peccavi‘ ablegt. 'ne jeistige Sache. Ein höherer Jesichtspunkt. Und für Sie selber die jrößte Jenugtuung!“

Erwin Friedland war schon so erschlagen, daß er nicht noch mehr erschlagen zu werden brauchte.

Und der Erzengel Gabriel rieb sich die Hände. Es war Friede auf Erden, und sein Wille geschah. Das, worauf es ihm vor allem ankam: Matilde Menander, die seinem Theater die neue große Zugkraft werden sollte, konnte jetzt nicht — was bei ihrer großen, soeben eingestandenen Bühnenempfindlichkeit nahelag — durch Friedlands Hochmut, Überhebung und Unverträglichkeit vergrämt oder gar vertrieben werden. Endlich mal wieder, nach all der Bedrängnis und dem Ärger der letzten Zeit, ein glattes Geschäft im schwersten aller Ämter. Und er summte aus einem Couplet seiner Jugendzeit vor sich hin: „Denn so 'ne Mumie muß doch ooch mal 'ne kleene Aufmunt'rung haben —“

(Fortsetzung folgt.)

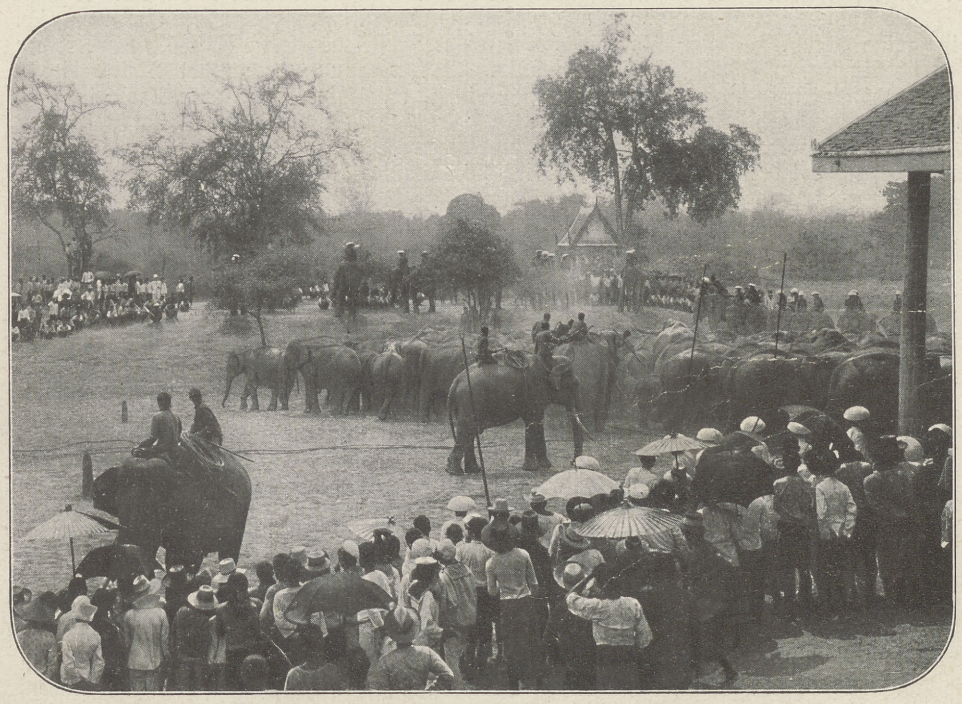
Elefantenfang. Von Heinz Karl Heiland.

Im Laufe der Jahrtausende hat es der Mensch, der doch körperlich zu den schwächsten und wehrlosesten Geschöpfen zählt, verstanden, einem großen Teil der zwei-, vier- und noch mehrfüßigen Mitbewohner des alten Globus seinen Willen aufzuzwingen — sie zu seinen Sklaven zu machen.

Ihm gehorcht der mächtige Wasserbüffel wie die Biene, das starke Pferd wie die kleine Hauskatze. Alle diese Tiere aber werden in der Gefangenschaft geboren und verlieren dadurch von Generation zu Generation mehr von ihrer ursprünglichen Wildheit, werden mehr und mehr zu Hörigen der Menschen.

Nur der Gigant der Tierwelt, jener Leviathan, der aus fernen Erdperioden zu stammen scheint — der Elefant — entzieht sich bis zum gewissen Grade der Sklaverei, er weigert sich, unter dem Dach des Menschen heimisch zu werden, sich dort fortzupflanzen. Jeder Elefant, der sich widerwillig dem winzigen Menschen unterordnet, ist ein in freier Wildbahn gefangenes Tier, ein gebändigter Riese, den die unerklärliche Macht bezwang, die von dem körperlich so schwachen Menschen ausstrahlt. — Der Fang jener Urtiere ist eines jener seltsamsten Kapitel aus dem jahrtausendealten Kampfe zwischen Mensch und Tier. Die angewandten Mittel sind verschieden, verschieden vor allem nach dem geistigen Niveau, dem Kulturniveau der Menschenrasse, die dem Fang obliegt.

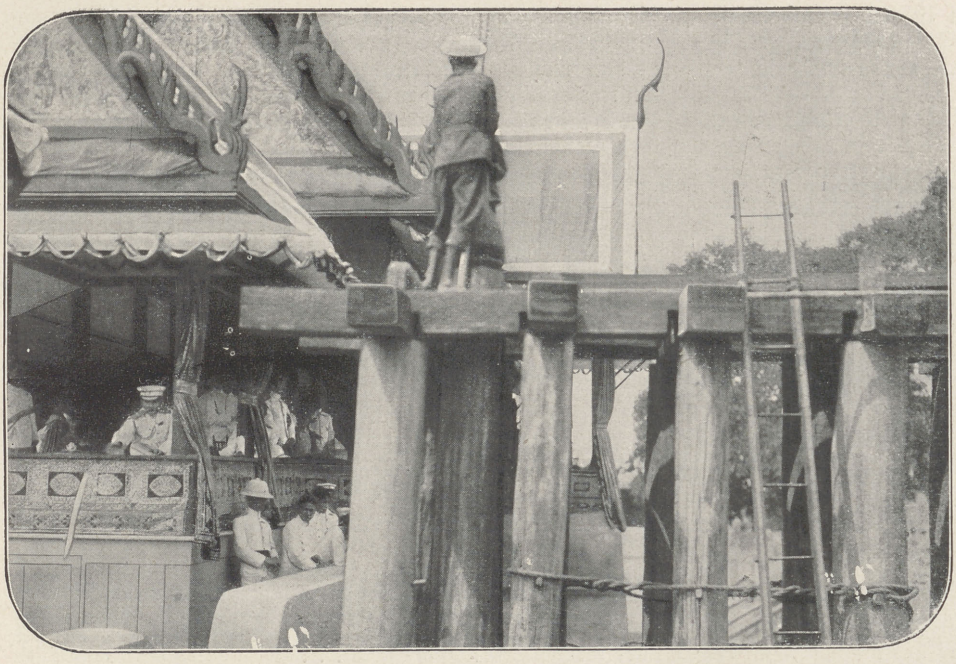
Wilde Elefanten werden durch einen Fluß getrieben.



Die Herde wird gegen den Kraaleingang getrieben.

Die älteste und brutalste Methode ist die noch heute von den Ureinwohnern Indiens, den negerartigen Kaddahs, angewandte, die Fallgrube, eine Fangart, bei der sich manches Tier beim Sturz in die Tiefe die Gelenke bricht. Die Dressur selbst besteht dort in der Hauptsache aus wildem Verprügeln der gefangenen Tiere und der Erfolg ist denn auch der, daß die dort gefangenen Elefanten zu den gefährlichsten aller ihrer Art zählen und sie fast alljährlich einen ihrer Wärter umbringen.

Am kultiviertesten ist der



Der Pavillon des Königs an der Elefantenfalle.

Elefantenfang auf Ceylon und Siam, wo derselbe eine Art gigantischen Sport der Fürsten bildet. Die reichen singhalesischen Fürsten betreiben diesen Fang als Sport. Sie selbst und ihre Verwandten suchen eine Ehre darin, sich in die tobende Masse der gefangenen Elefanten zu wagen, um einem nach dem anderen von ihnen die schwere Mande, die Lederschlinge, um das Bein zu legen. — In beiden Ländern erfolgt der Fang in großen Kraalen, d. h. in gewaltigen, aus starken Baumstämmen gebildeten Umzäunungen, in welche die Elefanten mittels der verschiedensten Methoden getrieben oder gelockt werden. Auf Ceylon hat ein solcher Kraal meist einen quadratischen Umfang, und derselbe wird so angelegt, daß ein Urwaldbach hindurchfließt. Durch die Treiberkette werden die Tiere dann tagelang von allen Wasserstellen abgeschnitten und ihnen nur der Weg durch den Kraaleingang offen gelassen, um zum Wasser zu gelangen, so daß sie, von Durst getrieben, ihr etwaiges Mißtrauen überwinden und in den Kraal eindringen. Vom Eingang des Kraals aus, der durch mächtige Tore geschlossen werden kann, führen zwei lange Palisadenreihen wie auseinander klappende Scheren ins Dschungel hinaus, die die durstige Herde immer mehr zusammendrängen, bis sie an dem schmalen Eingang des Kraals selbst angekommen ist. Diese Palisadenwände sind für das ohnehin nicht besonders scharfe Auge der Elefanten durch Verkleidung mit Baumzweigen usw. möglichst unkenntlich gemacht.

Sind alle Vorbereitungen getroffen, so werden in wochenlanger, mühseliger und gefährlicher Arbeit zunächst eine ganze Reihe von Elefantenherden in die Gegend des Kraals langsam zusammengetrieben, wobei die Treiber stets die größte Sorgfalt darauf verwenden müssen, zu vermeiden, daß eine Panik ausbricht, was zum Beispiel durch den Geruch einer einzigen brennenden Zigarette oder Zigarre geschehen kann. Der Geruch einer solchen kann einen ganzen Elefantenfang, der jeweils eine sehr große Summe kostet, vereiteln. Je mehr sich die Herden nähern, desto dichter wird natürlich auch die Treiberkette, so daß diese imstande ist, mit Hilfe von Speeren und Feuerbränden, meist aber bloß durch den Schall der menschlichen Stimme, die verängstigten Urwaldriesen vorwärts zu treiben. Sind dieselben durch den trichterförmigen Eingang in das Innere des Kraals gelangt und haben sie zunächst einmal ihren wütenden Durst gestillt, so beginnt ein oft tagelang dauernder wütender Kampf zwischen den Speerträgern, die die Palisadenreihen besetzt halten und den gefangenen Riesentieren.

Haben die Elefanten das Erfolglose ihrer Angriffe auf die Stockade eingesehen, so sammeln sie sich meist zu einer dichten Masse in der Mitte des Kraals, und nun ist es Sache der „Nooser", den einzelnen Tieren zunächst um das eine Bein, dann um das andere eine Schlinge aus starkem, rohem Tamwildleder, die „Mande", zu befestigen, die an der Halskette eines zahmen Esefanten hängt. Daß es bei dieser Arbeit niemals ohne Tote und Schwerverwundete abgeht, ist begreiflich.

Sind beide Hinterbeine festgelegt, so zieht der zahme Elefant das sich gewaltig wehrende Tier langsam zu einem nahen Baum, und der Nooser umwindet nun den Stamm des Baumes und die beiden Hinterfüße mit einer ganzen Lage kunstvoll gelegter Schlingen, deren Zähigkeit auch der Riesenkraft des Elefanten spottet.

Der feigere Siamese ist diesem Sport abhold, hier sondern die starken, zahmen Elefanten eines der gewünschten Tiere nach dem andern von seinen Genossen ab und treiben es in einen schmalen Verschlag, wo es ohne Gefahr an einen zahmen Elefanten gefesselt und weggeführt werden kann.

Ein weiterer großer Unterschied zwischen dem siamesischen und ceylonesischen Elefantenfang ist der, daß auf Ceylon die gesamte in den Kraal gelangte Herde gefangen wird, um dann verauktioniert zu werden. In Siam dagegen stellt der alle paar Jahre in regelmäßiger Wiederkehr stattfindende Elefantenfang mehr eine Elefantenzählung dar, bei der nur relativ wenige Exemplare ausgeschieden und gefesselt werden, während man vor allem die alten Bullen und alten Kühe laufen läßt.

Aus diesem Grunde setzen die siamesischen Elefantenherden dem Einkreisen keinen oder nur wenig Widerstand entgegen, da die Leiter der Herde, man könnte sagen, treuloserweise ihre Schützlinge ganz wohlgemut in den Kraal hineinführen, da sie ja wissen, daß ihnen persönlich keinerlei

Die gefangene Herde im Kraal.

Unbequemlichkeit droht. — Trotzdem ist der Elefantenfang auch in Siam, wo er eine Art hoher Staatsangelegenheit ist, ein ungeheuer imposantes Schauspiel, dem gewöhnlich der ganze Hof beizuwohnen pflegt.

Die Zähmung der gefangenen Elefanten erfolgt derart, daß man den Gefangenen zwischen zwei starken zahmen Elefanten befestigt, die sich der Knechtung ihrer wilden Stammesgenossen mit einer Art verbissener Freude annehmen, auch eins der Rätsel der Tierpsyche.

An Ort und Stelle angekommen, wird er in einem schmalen Gebäude gegen Regen geschützt, mit den Beinen an mehreren starken Pfählen festgemacht, und zwar so, daß sich unmittelbar neben ihm Tag und Nacht Menschen aufhalten und dort schlafen können, ohne daß er diese zu ergreifen vermag. Es geschieht dies, um ihn an die Nähe und an den Geruch von Menschen zu gewöhnen. Allabendlich wird er von den zahmen Elefanten in ein in der Nähe gelegenes Bad geführt und als erste Mahlzeit erhält er eine große Menge Blätter des Rhizinusbaumes, um den gefährlichen Sand aus den Därmen zu entfernen, den die Elefanten im Anfang ihrer Gefangenschaft zu verschlingen pflegen. Weiterhin streichelt der Wärter den Gefangenen zunächst mit einem leichten Stab am ganzen Körper und später mit der Hand, um ihn auch an die Berührung zu gewöhnen. Dann folgt die Gewöhnung an ungewohnte Geräusche, vor allem an den Ton der Trommel, das Schlagen von Metallbecken usw. Diese Methode, unterstützt durch eine lukullische Diät, wie sie den wilden Elefanten im Dschungel nicht geboten wird, macht binnen kurzer Zeit aus dem tobenden gefangenen Urwaldriesen ein gefügiges Haustier.

Ernte. Von Leonhard Schrickel.

Es wuchs nur ein mageres und spärliches Gras zwischen den Felsen, denn die Berglehne war rauh und steil. Aber es war sein Gras. Seine Scholle. Sein Besitz.

Auch die Hütte hing dürftig genug an der zum Teil fast lotrecht emporsteigenden Bergwand; aber schließlich brauchten ja auch er und seine beiden Ziegen keinen Tanzsaal zum Hausen, und das bißchen Winterfutter hatte sich seit Olims Zeiten noch immer unter dem gemeinsamen Dach unterbringen lassen. Denn schon sein Vater und Ureltervater hatten hier gewirtschaftet.

Leicht war das Leben da heroben freilich nicht. Man mußte sich's rechtschaffen sauer werden lassen, um die kargen Mahlzeiten für Mensch und Tier zusammenzubringen, und nicht nur manches Zicklein war beim Grasen abgestürzt und irgendwo in der Tiefe zerschellt, auch seine Mutter hatte die jähe Höllenfahrt voreinst getan.

Dennoch!

Gefahr fürchtete er nicht und Müh' und Arbeit waren so recht seines Tages Würze. Bei dreißig Jahren? Wenn ihn die Ernte, die spät ins Jahr fiel, nicht forderte und ans Seil spannte, klomm er hinter seinen Ziegen her die steilsten Wände empor, sich in Daseinslust zu verbrauchen, ins erdentrückte heilig-frohe Schweigen emporzutauchen, sich in ringendem Überwinden der toddrohenden Felsriesen zu ermüden, so da seit Schöpfungstagen durch Wetter und Sturm zur ewigen Sonne hinandrangen.

Er war hundertmal in den Dörfern unten gewesen; als Knabe, als Jungbursch, als Mann. Aber immer hatte er das starke, mitunter fast schmerzhafte Verlangen nach seinem Berg mit sich geschleppt. Die Luft der Täler war ihm zu dick, der Himmel der Dörfer drunten zu niedrig, die Luft der Leut' und ihrer Welt zu schwer und ungefüge. Und als er eine Lieb' in sich getragen, da hatte er all seine Kraft und seines Herzens Weisheit aufgeboten, bis er sein Mädchen beredet und sie mit ihm gewandert war an einem blauseidig schimmernden Sonntag empor in die Felsenwelt seines Berges, und hatte es vermocht, dank einer ihm bis dahin selbst unbekannten, ihm fühlbar aus dem Erdgrund seines Berges stark zuquillenden Macht, sein Mädchen im Hause festzuhalten, daß es seinem vor der Zeit gealterten Vater und ihm wirtschaftete. Und Mareile war geblieben. Wochenlang. Monde hindurch. Ein ganzes rundes Jahr über.

Und nie hatte der Berg so brünstiglich in Überschwang geblüht; nie war die Luft so düftevoll und wunderleicht gewesen. Und dennoch war Marei wieder davongegangen . . .

Die harte Arbeit und das schwere Brot — — Nein. Das nicht. Aber die enge Hütte und der steile Pfad rinnasum — — Oder der karge Boden und die schmale, mühselige Ernte nach herber Jahresfron — —

Wer weiß, was sein Mädchen ins Tal getrieben. Unliebe nicht. Untreue nicht. Sie blieben sich einander und versprachen sich beim Scheiden wiederum für alle Lebtage.

Marei ging in Dienst. Da gab's harte Arbeit und doch nicht Verdienst genug, daß sie hätten heiraten können; als Magd sie, als Knecht er. Als Knecht, wo er auf seinem Berg ein Eigener war!

Drum zog er nicht mit ihr hinab. Mochte nicht? Nein, konnte nicht. Dachte es gar nicht und hätt' es nie auch nur zu denken vermocht.

Aber er stieg wohl einmal hinab in ihr Dorf und gab ihr die Hand und küßte ihr den Mund und saß bei ihr und schwieg. Und ehe der Abend dämmerte, schied er. Und sie blieb. Er verstand es nicht.

Sie liebte ihn. Mit aller Treu'. Schund sich und sparte und hoffte . . .

Aber im bleischweren Schatten der Täler wuchs sein Glück nicht, das wußte er. Und wenn er sich auch als Knecht verdingt hätte, Berg und Scholle verlassend, sie wäre sein Weib nicht geworden. Sie wäre des Bauern Magd geblieben bis ans letzte Atmen; er des Bauern Knecht. Droben aber auf seinem Berge, hei!, das hätt' eine Zwiesamkeit, eine Gotteseh' gegeben. Wenn auch in der Enge. Wenn auch bei magerer Kost.

Aber sie ließ ihn gehen und kam ihm nicht nach. Sie blieb und diente und schaffte und sparte und liebte ihn mit aller Herzenskraft und hoffte . . .

Und als er in den Krieg zog, dachte er an sie. Da schob er die Hände verstohlen ineinander und betete: „Herrgott, mach', daß sie mir bleibt und mein wird."

Und als er draußen in den Schlachten stand, dachte er an seinen Berg und betete heimlich: „Herrgott, mach', daß er mein bleibt und ich ihn wiederfind'. Nur das. Nur das!"

Und nun hatte er ihn wieder. Seit Jahren. Und nun hielt er ihn fest.

Sein Vater war lange tot. Mareile noch immer drunten im Dorf. Diente und werkte und sparte und hoffte . . .

Aber auf seinen Berg zu ihm kam sie nicht. Nur einmal war sie bei ihm gewesen; hatte unversehens vor seiner Hütten gestanden. Den Tag nach seiner Heimkehr aus dem Felde. Es hatte ihn aus der Eisenbahn gerissen und durch die Dörfer im Tal und über die Kuppen und Schroffen gerissen steilstracks hinauf zu seinem Berg. In einem Flug. In einem wahren Rasen. Und erst als er oben gestanden und seine leere Hütte mit seinem schreienden Jubel erfüllt bis an die Dachsparren und rings die Schrunden und Klüfte erfüllt bis an die strahlenden Gipfel und die ganze Erde erfüllt bis an den blaugolden gleißenden Himmel, erst dann hatte er seinem Mädchen ein „Grüß' di Gott, Mareile!" ins unsichtbare Dorf hinabgerufen. Aber hinabgestiegen war er nicht.

Und nun hatte sie am andern Tag vor seiner Hütten gestanden. Da wußte er, wie sie ihn liebte.

Aber geblieben war sie nicht. Hatte ihn beschaut und umhalst und wieder beschaut und geküßt und sich in seine Arme getan als wie die Erlösten in Gottes heiligen Mantel — und war wieder gegangen.

„Warum . . .?"

„Muß . . . ich's . . . nicht . . .?"

Es war ihr von den Lippen gebrochen wie Blutstropfen, die harter Frost vereist.

Und er hatte sie gehen lassen. Zwanzig Schritte bergab. Dreißig Schritte hinunter. Dann war er ihr auf dem schmalen, steilen Pfade nachgegangen und hatte sie angehalten.

„Du . . ."

War sie stehen geblieben, aber ohne sich nach ihm umzuwenden, und hatte stumm seiner Rede gelauscht.

„Marei, warum gehst wieder . . .?"

Da hatte sie einen tiefen, schweren Atem geholt und vor sich hin ins weltüberspannende Schweigen gesagt: „Ich sehne mich hart nach dir und dem Berg und seinen Blumen in der Sonne und nach den großen, stillen Vögeln in der Himmelsluft . . . Aber da drunten wächst halt Brot . . . und bei dir . . .? Ich hab' um uns so tiefe Angst, drum geh' ich."

Da ließ er sie. Und klagte nicht. Und litt nicht. Denn nun wußte er: sie liebte nicht nur ihn, sie liebte auch seinen Berg. Und also mußte, mußte sie eines Tages kommen! Denn der Berg war stark über Leib und Seele und alle Kraft.

Aber sie kam nicht. Sie schickte ihm durch den Jäger bei Gelegenheit nur einmal eine Bitte um ein Edelweiß vom Stöckli und ein paar Alpenrosen von der Zangermatt.

Doch er gab dem Jäger keine mit. Denn noch ein kleines, und sie kam, von ihrem Heimverlangen nach dem Berg getrieben.

Meinte er. Und so wartete er. Von Tag zu Tag. Stieg, da just seine Erntezeit gekommen war, mit jeder Sonne die steilen Wände hinan, in die Schrunden und Klüfte hinein, das spärliche Gras zu mähen und auf kaum handbreiten Stiegen, oft über pfadlose Hänge hinab auf eine schmale Felsplatte zu tragen, dort auszubreiten und zu trocknen.

Wäscherinnen in der Bretagne. Gemälde von Otto D. Franz
(Aus Brakls Kunsthaus, München)

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist verboten

Stadt
Bücherei
Elbing

Und immer dachte er dabei an sein Mareile. Dachte, wie sie staunen werde, wenn er demnächst so Korb um Korb mit dem würzhaften, duftenden Heu hinabbrächte in die Hütte, daß der kleine Dachboden ganz voll wurde. Dachte, wie sie vor der Hütte stehen und nach ihm auslugen würde, die Schirmhand über den Augen, und wie sie ihm zujuchzen würde, wenn sie ihn da oder dort als schattendes Pünktchen an den himmelanstrebenden Felsschroffen gefunden. Dachte, wie sie ihm zuwinken würde, wenn er, das letzte, mit einem Mordsstrauß Edelweiß und Alpenrosen geschmückte Heubündel auf dem Nacken, herniederstieg von Klippe zu Klippe, über sich im wabernden Flammenblau des Himmels den kreisenden Adler und unter sich an der Berglehne vor der Hütte sein Mareile, bereit, mit ihm aller Ernten Ernte zu feiern . . .

Aber er wartete lange vergebens.

Das vom Tau immer neu benetzte Heu war schon fast trocken, weithin wie Gottes Odem duftend; noch zwei, drei Tage, dann stieg er für dieses Jahr zum letztenmal die Felswand auf und nieder.

Da kam der Jäger und brachte wieder Botschaft von Mareile.

Tot. Gesunden Leibes verschieden.

Er wußte: vor Heimsehnen gestorben. Wie er sterben müßte, wenn — —

Schlaflos saß er die Nacht auf seiner Bank vor der Hütte. Als dann die Sonne ihren Goldreif um die Firne legte, klomm er, mühsam wie nie zuvor, mit schweren, ungelenken Knien, die Schroffen empor. Gegen Abend sah ihn der Jäger mit einem Strauß Edelweiß und Alpenrosen, wie er ihn sonst aufs letzte Heubündel zu binden pflegte, von seinem Berg zur Hütte niedersteigen, ob die karge, mühselige Ernte auch noch nicht eingebracht war, wennschon die nun hätte geborgen werden können und wegen drohender Unwetter des schützenden Daches bedurft hätte, und sah ihn stracks an der Hütte vorübergehen, den Strauß achtsam in Händen als wie ein Kleinod, ja, gleich als wär' er dem Manne aller Ernten Ernte, und sah ihn von seinem Berge, den zu verlassen er sich doch verschworen zu haben schien, zu Tale steigen, immer tiefer, unaufhaltsam, schattenhaft, wie, losgelöst von seinem Berge nun, aus der Welt enttauchend.

Und nie ist er zurückgekehrt, — nie mehr gesehen worden irgendwo.

Kunstgewerbliche Berufsaussichten.

Die Kunstgewerbeschulen Deutschlands bieten dem kunstgewerblichen Nachwuchs eine umfassende Ausbildung in den verschiedenartigsten Gebieten und für die verschiedenartigsten Zwecke, sie bilden einmal den gehobenen Handwerker aus, den Schreiner, Goldschmied, den Hafner usf., dann den kunstgewerblichen Zeichner, der später in Zeichenbüros tätig ist, entweder bei einem Innenarchitekten oder in der Möbelindustrie oder der etwa in großen Textilfirmen täglich neue Stoffentwürfe liefert. Auf den Kunstgewerbeschulen werden weiterhin die selbständigen Kunsthandwerker ausgebildet, die später eigene kunsthandwerkliche Werkstätten eröffnen und die technisch und künstlerisch gebildet und kaufmännisch eingestellt, oft schöne Erfolge aufweisen können, wie es die kunstgewerbliche Abteilung im Grassimuseum während der Leipziger Messe beweist. Hierher gehören weiterhin die selbständigen Innenarchitekten, dann die freischaffenden Künstler auf kunstgewerblichen Gebieten, die neue Formen und Modelle entwerfen und daher mehr künstlerisch schöpferisch tätig sind als handwerklich praktisch. Künstlerisch begabte Kunstgewerbler aber können auch als Lehrkräfte an Kunstgewerbe-, Fach- und Berufsschulen eine Anstellung finden.

Die Bildungsmöglichkeiten an den deutschen Kunstgewerbeschulen sind daher sehr mannigfaltig und es ist für die Lehrkräfte oft schwierig, allen Anforderungen und Sonderwünschen zu genügen, vor allem, da der künstlerische Unterricht nur unter Schwierigkeiten nach einem festen Lehrplan erteilt werden kann. Die Ausbildung an den Kunstgewerbeschulen dauert im allgemeinen drei Jahre. Zur Aufnahme wird die Kenntnis eines Handwerks, möglichst mit Gesellenprüfung, der Nachweis künstlerischer Begabung sowie das 16. bis 18. Lebensjahr verlangt. Aufnahmeprüfungen finden nur an einigen Schulen statt, bei den meisten tritt an Stelle der Prüfungen eine Probezeit von 14 Tagen bis zu einem Semester. Die Schüler gelangen nach der Aufnahme zuerst in eine Vorschule, in der im allgemeinen künstlerisches und technisches Zeichnen gelehrt wird und in der sie auf die Fachabteilungen vorbereitet werden. In den Fachabteilungen erhalten die Schüler eine möglichst systematische, fachlich-technische, theoretische sowie geschmacklich-künstlerische Ausbildung, bei der weitgehend auf ihre Begabung, auf ihr Alter und auf ihre Vorkenntnisse Rücksicht genommen wird. Der Unterricht ist daher an den meisten Schulen individuell gehalten, nur bei einigen preußischen Schulen ist neuerdings ein fester Lehrplan eingeführt. Die meisten Schüler kehren nach Ablauf der Fachausbildung in die Praxis zurück, nur die begabtesten werden in die Meisterabteilung aufgenommen, in der sie sich ausschließlich dem Entwerfen widmen.

Es ist sehr schwer, im allgemeinen etwas über die Berufsaussichten des Kunstgewerblers zu sagen. Man wird gut tun, auch hier eher zu warnen als große Illusionen zu erwecken, dem Begabten gehört hier wie überall der Erfolg, nur daß der künstlerisch wirklich Hochstehende am ehesten und bittersten die große Kluft zwischen Kunst und allgemeinem Publikumsgeschmack empfinden muß. Immerhin sind die Aussichten, ganz abgesehen vom Handwerker und dem Betriebsleiter, für diejenigen kunstgewerblichen Zeichner nicht ganz ungünstig, deren Gebiet der Mode unterworfen ist (Graphik, Möbel, Textil). Der Erfolg eines selbständigen Kunsthandwerkers richtet sich nach seinem kaufmännischem Geschick, vor allem nach seiner künstlerischen Einstellung. Es scheint, daß hier die Arbeit auch für die Kräfte allmählich leichter wird, die, ohne Konzession, ihren künstlerischen Notwendigkeiten nachgeben. In dem starken Fortschreiten des Qualitätsgedankens, den nun auch die deutsche Industrie aufgegriffen hat, und der eine der Lebensnotwendigkeiten der deutschen Gesamtwirtschaft geworden ist, wird auch das Kunsthandwerk und die gute kunstgewerbliche Industrie immer mehr erstarken, wie überhaupt der Kunstgewerbler durch den starken Rückhalt an der Wirtschaft und dem Leben sich leichter eine Lebensmöglichkeit schaffen kann, als der freischaffende bildende Künstler.

Dr. Werner Büddemann, Stuttgart,
Kunstgewerbeschule.

Zerknittert wie der rote Mohn
Scheint morgens oft dein Pflichtenleben.
Laß nur den Tag sich erst erheben!
Der glättet das Geknitter schon. F. S.

Das entliehene Buch.

Verborge nie dein Pferd und nie dein Buch! sagt ein altes persisches Sprichwort. Besser werden sie nämlich alle beide nicht durch das Verborgen, ist die stillschweigende Begründung dieser praktischen Weisheitslehre. Und beim Buch ist noch die merkwürdige Gefahr dabei: alles andere geliehene Gut kommt eher zu dir zurück als ein solches. Daß jeder, der seine Bücher liebt, der Bücher besitzt, Büchersammeln als sein Steckenpferd betrachtet, nur schwer dazu bereit ist, seine Tauben ausfliegen zu lassen, ist begreiflich. Bücher borgen, geborgte Bücher vergessen und nie zurückbringen, nehmen seltsamerweise auch gewissenhafte Menschen leicht. Den geborgten Regenschirm behält man doch sicher nicht auf Wochen. Das Buch auf Monate, ja auf Jahre. Dem Entleiher erwächst wohl die peinliche Aufgabe, es sich selbst zurückzuholen oder zu mahnen. D. h. wenn er es selbst nicht vergißt, wem er das Buch geliehen hat. Man verzieht ja auch manchmal in ein anderes Stadtviertel, in eine andere Stadt. Flüchtige Bekanntschaften versinken. Da steht ja freilich, wenn der Verborger ein ordentlicher Mensch ist, sein Name im entliehenen Buch, noch wahrscheinlicher, wenn er ernstlich Bücher sammelt, sein Bücherzeichen.

„Vöglein flieg aus,
Komm wieder nach Haus"

kritzelt einer, der die Schwächen seiner Mitmenschen kennt. wohl noch obendrein in das auf Reisen gehende Eigentum, Daß das alles immer hilft, kann man wünschen. Eine Ausnahme ist sicher die Nichte meiner lieben Bekannten, die neulich beim allgemeinen gesellschaftlichen Gespräch über einen

sehr gehaltvollen feinen Roman in die Worte ausbrach: „Onkel, den kennst du nicht? Den kann ich dir sofort borgen!" Sprach's, verschwand und kam triumphierend zurück. Das Buch, das der Onkel, baß erstaunt über den sonst nicht sehr literarischen Geschmack des jungen Dinges aufschlägt, entlockt ihm ein lautes Lachen. „Das willst du mir borgen? Das gehört doch gar nicht dir. Da steht ja ein ganz fremder Name drin." Nichtchen lacht ein bißchen verlegen. „Ach ja, die Dame wohnte hier im Hause, hat mir das Buch mal mitgegeben, ist verzogen, ich weiß nicht wohin —"

Wie froh ich war, daß das Nichtchen meiner Freunde nicht auch zu meinen Bücherentleihern gehörte!

Eine rechte Anzahl solcher habe ich nämlich in meinem Bekanntenkreis. Ich verborge, wenn auch oft über mein Herz weg, nämlich gern Bücher. Man will doch so gern mit einem andern über die schönen Sachen, die einen erfreut haben, sprechen. Oder auch ein anderes Urteil hören wie das, das sich in einem festgesetzt hat. Schließlich ist man ja auch gar nicht abgeneigt, selbst einmal ein gutes Buch geborgt zu bekommen und gar nicht undankbar dafür. Sieht man nun seinen ausgeflogenen Vögeln ängstlich nach, so kann man wohl annehmen, daß der liebe Nächste es auch so macht, und es entwickelt sich ein regelrechter ordentlicher, die Freundschaft und den Geist belebender Bücheraustausch. Ja, dieser — d. h. direkt der Austausch von Büchern — sollte und könnte zur Regel erhoben werden. Man verborgt eben ein Buch gegen ein anderes, ungefähr ebenso schönes und gutes Buch — gewissermaßen als Pfand.

Diese Regel, frisch und fröhlich und nicht pedantisch gehandhabt, kann ich empfehlen. Denn ich habe sie schon ein wenig ausgeprobt.

F. S.

Ein kostbarer Taschentuchbehälter.

Ein Taschentuchbehälter wird von Frauen, die auf die Pflege ihrer Toilettengegenstände Wert legen, stets als willkommenes Geschenk betrachtet werden. Er bewahrt die Taschentücher vor dem Verstreuen in der großen Kommodenschieblade oder dem Wäscheschrank; die großen Schnupfentaschentücher lassen sich zwar unschwer schichten, aber wie leicht verkrümelt sich so ein feines Spitzentüchlein unter anderen Wäschestücken. Ein duftiger Taschentuchbehälter, dessen Seidenfutter farblich zur Schlafzimmereinrichtung paßt, sieht auch auf dem Toilettentisch stets elegant aus, ebenso wie er uns auf Reisen gute Dienste leistet. Man schenkt ihn gern, mit einigen Taschentüchern gefüllt, dem Jungmädchen zur Konfirmation oder der Braut während der Verlobungszeit.

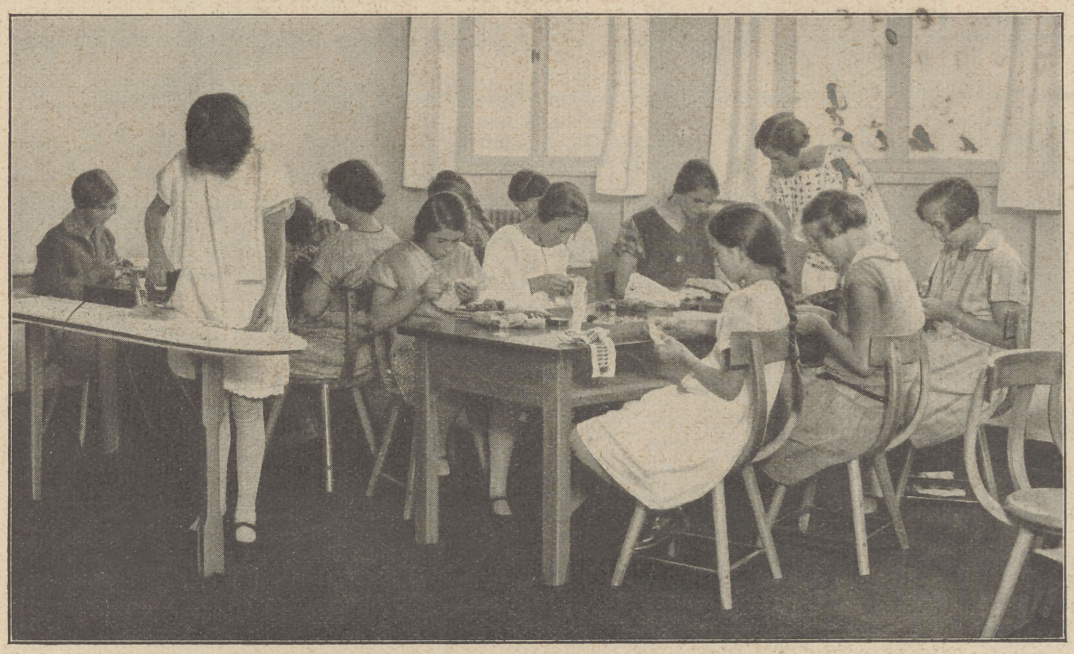
Die Abbildung dieser Seite gibt ein selten schönes Stück wieder. Das Muster erinnert in seiner Anmut und Leichtigkeit an japanische Holzschnitte. Es ist in Spitzenstich gearbeitet, einer feinen Nadeltechnik, auf die wir in einem unserer nächsten Hefte noch besonders zurückkommen werden. Die zierliche Blüte und dem graziös darüber schwebenden Vogel könnte man sich aber auch in Aufnäharbeit oder einer Verbindung von verschiedenen Platt- und Schattenstichen ausgeführt denken.

Eine Ausstellung für die Frau.

Durch Kriegs- und Wohnungsnot, Inflation und Teuerung, mit der die Einnahme nicht Schritt gehalten hat, ist der dienstbotenlose Haushalt die Regel geworden, die Hausgehilfin eine Ausnahme. Während nun letztere ihre ganze Kraft und Zeit dem Haushalt widmen kann, soll die alleinwirtschaftende Hausfrau noch die Kinder erziehen, gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen, manchmal auch mit verdienen helfen, durch Heimarbeit, Stundengeben oder Hilfe im Geschäft. Will sie das dauernde Glück ihrer Ehe erhalten, muß sie auch noch Zeit auf die Pflege von Geist und Körper verwenden. Unter dieser Last sind schon Tausende von Frauen zusammengebrochen, besonders da sie nicht einer allmählichen Entwicklung und Gewöhnung entsprang, sondern durch plötzliche Ereignisse verursacht wurde. Da hat sich eine Helferin gefunden, die Technik. Sie ist eines der nützlichsten Mittel zur Erleichterung des Hausfrauenberufes und zur Ersparnis von Zeit, Arbeit und Rohstoff. Weitestgehende Verwendung technischer Hilfsmittel im Haushalt ist darum nicht nur vom volkswirtschaftlichen Interesse, sondern auch eine Lebensnotwendigkeit für die Hausfrau. Die Ausstellung „Heim und Technik, München 1928", ist durch ihren erzieherischen Charakter bestrebt, jegliche Nutzbarmachung der Technik für das Heim zu fördern und die Hausfrauen zur Mitarbeit an der technischen Umgestaltung der Haushaltführung zu gewinnen. Nur in gemeinsamer Arbeit von Hausfrau, Ingenieur, Architekt und Handwerker kann die Technik in erfolgreicher Weise dem Heim dienstbar gemacht werden. Die Ausstellung soll ein Bindeglied sein zwischen Technik, Industrie, Hausfrau, Handel und Wandel. Präsidium und Direktorium der Ausstellung bitten daher alle Frauen, ihre Wünsche zu nennen, zu sagen, wo noch Lücken zu füllen sind, wo sie in der Einrichtung

Taschentuchbehälter mit feiner Spitzenstickarbeit. Entwurf: Else Hoffmann, D. W. B., Berlin.

ihres Heimes Mängel empfinden, oder über vorhandene Gebrauchsgegenstände und technische Behelfe des Haushaltes unzulänglich oder gar nicht unterrichtet sind. Um die Ausstellung möglichst erschöpfend zu gestalten, werden die Hausfrauen gebeten, derartige Wünsche und Fragen entweder an das Direktorium der Ausstellung selbst, Heim und Technik, München, Ausstellungspark, oder an die Vorsitzende des hauswirtschaftlichen Ausschusses, Frau Stadtrat Professor Kießelbach, München, Rathaus, richten zu wollen.



Die moderne Schule: Handarbeitsunterricht.

Die in den ganz neu um- und ausgestalteten Münchener Ausstellungspark von Mai bis Oktober eingebaute Schau umfaßt folgende Gruppen: 1. Allgemeine Übersicht; 2. Beleuchtung; 3. Heizung, Lüftung und Kühlung; 4. Lebensmittel und deren Konservierung; 5. Küchengeräte; 6. Kocher und Herde; 7. eingerichtete Küchen; 8. Waschen und Reinigen; 9. eingerichtete Waschküchen; 10. Bade- und Klosetteinrichtungen; 11. Körper- und Gesundheitspflege; 12. Spezialmöbel für Küchen-, Wohn-, Schlaf- und Kinderzimmer; 13. eingerichtete Wohnungen; 14. Beschäftigung, Unterhaltung und Belehrung; 15. Bau des Wohnhauses; 16. Installationen; 17. Kleinhäuser und Hausgärten; 18. hauswirtschaftliche Schulen; 19. Vortragsräume und Vorführungen.

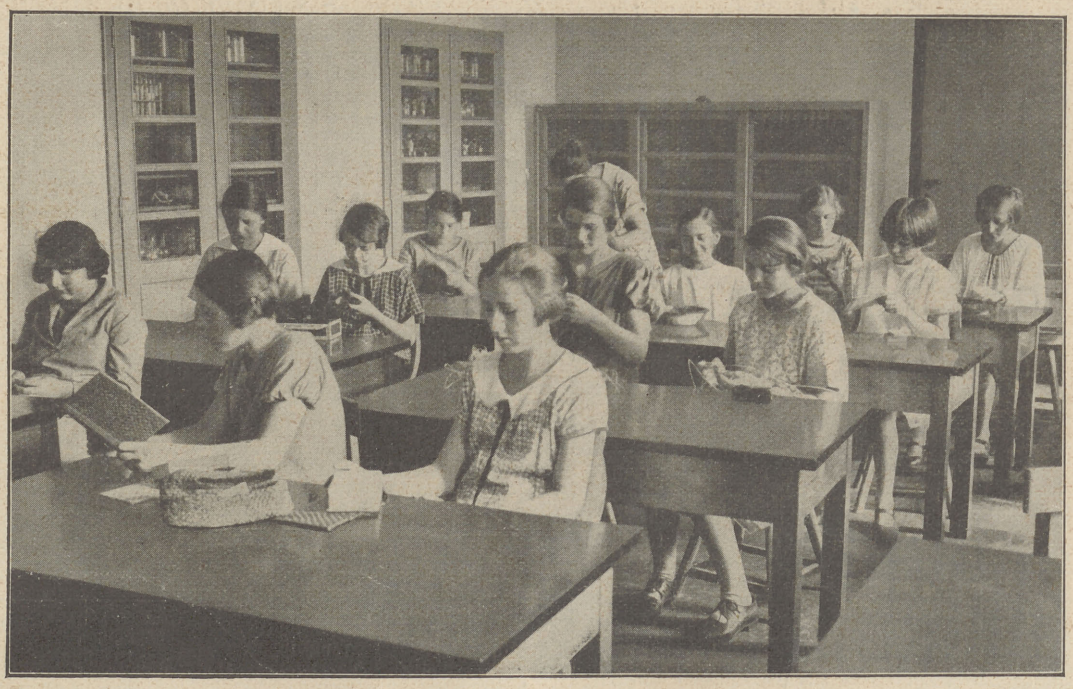
Also auch Wort, Bild, Film und praktische Vorführungen sollen die Ausstellung nicht nur zu einem Schauobjekt, sondern zu einer Art Schule für die neue Hausfrau machen, um sie zu lehren, ihren Haushalt möglichst praktisch einzurichten oder das schon Vorhandene mit dem geringsten Aufwand an Mitteln zweckmäßig umzugestalten. Eine kleine Reihe von Heftchen zu geringen Preisen soll abgegeben werden, in denen die Hinweise und Anwendungsbereiche der einzelnen Gruppen in klarer, leicht verständlicher Weise zusammengefaßt sind. Der Stadtbund Münchener Frauenvereine hat bereits mehrere stark besuchte Werbeversammlungen veranstaltet, in denen hervorragende Redner und Rednerinnen sprachen. Diese bedeutsamen Veranstaltungen fanden auch in der auswärtigen Presse Beachtung. Da außerdem über 50 Frauenorganisationen während der Ausstellungszeit in München tagen werden, darunter der Reichsverband Deutscher Hausfrauenvereine, so ist mit einem Massenbesuch zu rechnen. Die Ausstellungsleitung ist bereits an die Reichsbahn herangetreten wegen verbilligter Fahrgelegenheiten zu dieser interessanten Ausstellung.

Durch die Hände der Hausfrauen fließen vier Fünftel des Volkseinkommens. Die Hausfrauen sind also die eigentlichen Bankiers der Welt. Neun Zehntel aller Menschen leben in den zivilisierten Staaten in Haushaltungen. Haushalt und Heim haben daher die größte Bedeutung sowohl für die Volksgesamtheit als auch für jeden einzelnen. Louise Schupp.

Handarbeitsunterricht in den modernen Schulen.

Während vor noch gar nicht allzu langer Zeit der Mädchenschul-Handarbeitsunterricht im gewöhnlichen Klassenzimmer auf den engen Bänken, in der gefährlichen Nähe der Tintenfässer stattfand, ist man heute, auch beim Bau neuer Volksschulen, durchweg dazu übergegangen, für die einzelnen Zweige des Unterrichts, z. B. für Physik, Naturkunde, Singen, Nadelarbeit und Handfertigkeitsunterricht, getrennte Lehrräume zu schaffen, von denen jeder den besonderen Anforderungen des in ihm vermittelten Faches gerecht wird. Auch unterschätzt man höheren Ortes nicht mehr den günstigen, belebenden Einfluß auf die Stimmung und Aufnahmefähigkeit der Schulkinder, den ein öfterer Wechsel der Umgebung ausübt.

Im Handarbeitsunterricht legt man besonderen Wert auf gutes, gleichmäßig verteiltes Licht, bequeme Tische und Stühle, die den Anforderungen eines sitzenden Körpers Rechnung tragen.

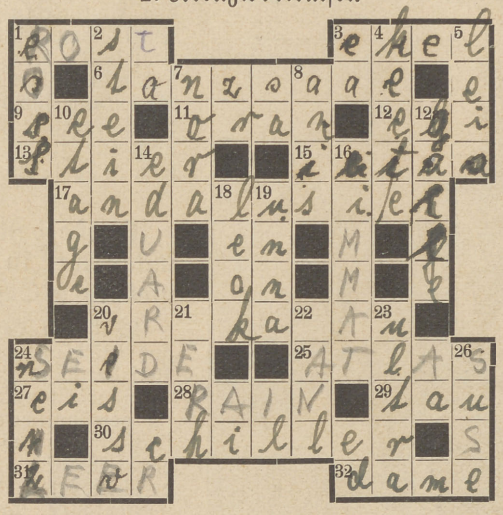


Basteln und Handarbeiten im modernen Schulraum.

Das obere Bild dieser Seite veranschaulicht besonders deutlich diese Stühle im Gebrauch, es zeigt auch einen praktischen Tisch mit offener Lade. Die neuen Schulräume wissen nichts mehr von dem eintönigen Grau oder dem nüchternen Weiß gekalkter Wände. Sie sind in lichten, freundlichen Farben gehalten. Helle, gemusterte Vorhänge umrahmen die Fenster, deren Bretter mit, der Obhut der Kinder anvertrauten, Topfpflanzen und Blumen bestellt sind.

Zum Nachdenken

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Metalloxyd, 3. unangenehmes Gefühl, 6. Vergnügungsstätte, 9. Gewässer, 11. Stadt in Algerien, 12. biblischer Richter, 13. Haustier, 15. heißumkämpfte Stadt des Altertums, 17. Landschaft in Spynien, 20. feuerspeiender Berg in der Sundastraße, 24. Gespinst, 25. Gewebe, 27. Erfrischung, 28. Feldgrenzstreifen, 29. Niederschlag, 30. Verfasser von Trauerspielen, 31. Stadt in Hannover, 32. gebildete Frau. — Senkrecht: 1. Zug- und Reittier, 2. Mineral, 4. Futtermittel, 5. Klebemittel, 7. Drama von Ibsen, 8. Arzneimittel, 10. Stockwerk, 12a. Körperorgan, 14. männlicher Vorname, 16. Zufluß des Rheins in der Schweiz, 18. Wunde im Schiffskörper, 19. Stadt in Westfalen, 20. Behälter, 21. Zeitabschnitt, 22. Kampfgerät, 23. Fremdwort für jenseits, 24. Befestigungsmittel 26. Mädchenname.

2. Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — ar — as — bin — bing — bo — chas — chi — chlo — chri — da — da — de — din — dot — du — e — e — el — el — en — en — er — erb — es — eu — fei — ga — ga — got — graf — ha — ha — hal — hang — im — ir — jul (j = i) — ken — klapp — la — land — land — le — le — li — liv — lo — ma — ma — ma — mar — me — men — mu — na — na — nak — nan — ner — nie — nin — nit — o — pa — pe — pe — pot — ra — ral — ran — re — re — rem — ri — ro — ru — sa — sa — se — se — see — send — stes — stoph — sul — sur — te — te — ter — tor — tor — tron — tu — tur — u — u — um — us — vi — wei sind 43 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. Ostsee-Insel, 2. Hülsenfrucht, 3. mitteldeutsche Stadt, 4. Person aus der griechischen Sage, 5. Mädchenname, 6. Frauenwohnung, 7. Organ des tierischen Körpers, 8. Baltenland, 9. Novelle von Storm, 10. Heilmittel, 11. Stadt an der Weichsel, 12. Obstschädling, 13. Alpenlandschaft, 14. Stadt in Italien, 15. römischer Feldherr, 16. Schlafmittel, 17. Laubbaum, 18. Backmittel, 19. Wüste, 20. Erfinder einer Schußwaffe, 21. Fluß in Asien, 22. Gewaltherrscher, 23. Schwimmvogel, 24. Körperteil, 25. Perserkönig, 26. Mädchenname, 27. Maßstab, 28. Schlosserwerkzeug, 29. Edelstein, 30. Kleidungsstück, 31. Muse, 32. männl. Vorname, 33. Schillersches Bühnenwerk, 34. Prophet, 35. Form weihnachtlicher Bescherung, 36. Spiel, 37. kirchl. Sonntagsname, 38. elektr. Isoliermasse, 39. Oper von Strauß, 40. peinliches Gerichtsmittel, 41. Roman von Ebers, 42. Strauß, 43. Beamter in der Karolingerzeit.

Die ersten und die letzten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben eine dichterische Feststellung.

3. Metamorphosen-Rätsel.

Aus je 2 Wörtern ist durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. So wird aus 1. Steg—Luna ein Mittelmeer-Krebs, 2. Recha—Ruhm ein Handwerker, 3. Ratte—Fuchs ein mittelalterlicher Rechtsbegriff, 4. Baum—Tor ein Chor-Musiker, 5. Talma—Neid eine Landschaft an der Adria, 6. Mars—Rion eine Zierpflanze, 7. Schere—Ort eine Truppe musizierender Künstler, 8. Part—As ein persischer Titel, 9. Elbe—Ces eine Sundainsel, 10. Leder—Halbe eine Stoßwaffe, 11. Idol—Kork ein Reptil, 12. China—See eine thüringische Stadt. — Die Anfangsbuchstaben der 12 Wörter bezeichnen eine Zukunftssache. Alfred Leske.

4. An den Pranger.

Eins trauert, zwei verkündet Freude,
Wenn eine Braut am Altar steht.
Drei ist Empörern Augenweide,
Wenn es auf Barrikaden weht.
Wer eins-zwei-drei nicht ehrt, ihr Deutschen,
Den sollte man von dannen peitschen. P. J.

5. Aus drei Gebieten.

Was nie geschaut, geahnt von Denkern nur
Verborgen tief in Himmelsräumen kreist,
Unendlich kleines auch in der Natur
Ist's, was das Wort, siehst du hindurch, dir weist.

Hast du's so physikalisch aufgefunden,
Zeigt's die Botanik dir genau so willig,
Das Kochbuch selbst. Auch sag' ich's unumwunden,
Ich aß es oft, weil's nahrhaft und auch billig.

Willst du nun gar den Kopf als Fuß ihm geben,
Lockt's dich mit Einsamkeit und Wellenspiel,
Ein kontinententrriss'nes Eigenleben
Und manches Schiffs ersehntes Reiseziel.

Wa. Lei.

6. Ein Teil.

Man findet es in jedem Buche fast,
Auch in der Bibel ist es hundertfach enthalten;
Statt „e" ein „ä", und gleich hilft es die Last
Den Säulen tragen, die oft Schweres halten. A.

7. Magische Zahlenquadrate.

16	13	3	8	4	10	12	10	12	17	13	14	10	1	17	7
13	11	17	12	10	8	10	14	17	12	3	17	1	15	12	17
3	17	7	10	12	10	6	14	15	3	14	17	17	12	13	1
8	12	10	6	10	14	14	17	14	17	17	12	7	17	1	4

15	3	1	17	4	6	12	14	17	6	3	17	17	14	15	3
3	2	13	7	6	14	17	10	6	9	10	1	14	13	8	17
1	13	5	7	12	17	15	1	3	10	14	10	15	8	17	17
17	7	7	1	14	10	1	4	17	1	10	6	3	17	17	12

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß 32 Wörter von je 4 Buchstaben entstehen, die senk- und wagerecht gelesen gleich sind. Die an Stelle der fettgedruckten Zahlen zustehenkommenden Buchstaben ergeben ein Sprichwort. Zur Lösung dienen folgende Schlüsselwörter: 1, 2, 3, 4 Insel in der Nordsee; 5, 6, 7, 8 Haustier; 9, 10, 11 Vorgebirge; 12, 13, 14 Stadt in Italien; 15, 16, 17, 3 Stacheltier.

Hans v. d. Münz.

Auflösungen der Rätsel siehe übernächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 35.

1. Pfingst-Mosaikaufgabe: Froehliche Pfingsten! — 2. Auszählrätsel: Mit dem zweiten Buchstaben ist zu beginnen und je zwei sind zu überspringen. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut." — 3. General, Gen(er)al, Algen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: H. C. von Zobeltitz in Berlin. Künstlerische Leitung: Siegfr. Feil. — Briefe nur: An die Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Beiträge steht die Schriftleitung des Daheim nur ein, wenn die für eingeschriebene Briefe erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Anzeigen: An Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung Abt. Daheim in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.